



## Rezensionen und Anzeigen

*Sonja Schreiner:* Jochen Althoff – Sabine Föllinger – Georg Wöhrle (Hg.), Antike Naturwissenschaft und ihre Rezeption 29. Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2019. 156 S. Ill. ISBN 978-3-86821-805-3. ISSN 0942-0398 3

*Sonja Schreiner:* Jochen Althoff – Sabine Föllinger – Georg Wöhrle (Hg.), Antike Naturwissenschaft und ihre Rezeption 30. Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2020. 169 S. Ill. ISBN 978-3-86821-867-1. ISSN 0942-0398 8

*Sonja Schreiner:* Jochen Althoff – Diego De Brasi – Sabine Föllinger – Georg Wöhrle (Hg.), Antike Naturwissenschaft und ihre Rezeption 32. Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2022. 234 S. Ill. ISBN 978-3-86821-957-9. ISSN 0942-0398 12

*Sonja Schreiner:* *Morborum et signa et causas praedicere curasque monstrare.* La medicina veterinaria nel mondo antico e medievale. Atti del V Convegno Internazionale Monaco di Baviera, 29–31 marzo 2017, a cura di Lisa Sannicandro – Martina Schwarzenberger, coordinamento scientifico Klaus-Dietrich Fischer – Vincenzo Ortoleva – Maria Rosaria Petringa. Catania: Litterae Press 2019. (Commentaria Classica. Studi di filologia greca e latina. Supplemento. 5 [2018].) 445 S. Ill. ISBN 9788894227123 (digitale). ISSN 2283-5652 (<http://www.commentariaclassica.altervista.org>) 18

*Gottfried Eugen Kreuz:* Torben Behm, Städte in Ovids *Metamorphosen*. Darstellung und Funktion einer literarischen Landschaft. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2022. (Hypomnemata. 212.) 408 S. ISBN 978-3-525-31139-4. ISSN 0085-1671 26

*Renate Johanna Pillinger*: Reiner S ö r r i e s, Die älteste Kirche der Welt. Christliche Predigtstätten, Versammlungsräume und Kirchen vor Konstantin. Köln: Böhlau 2023. 200 S. 44 Schwarzweißabb. ISBN 978-3-412-52685-6 29

*Sonja Schreiner*: Oliver H u m b e r g, Die drei Briefsammlungen des Paulus Niavis. Kritische Edition mit typographischer Analyse der Drucküberlieferung, Regesten, historischen Erläuterungen und Übersetzung. Teil I – Untersuchung. Teil II – Edition und Übersetzung. Wuppertal-Barmen: Buchverlag Oliver Humberg 2021. 309 S. ISBN 978-3-938657-05-8 & 182 S. ISBN 978-3-938657-06-5 30

*Philipp Scheibelreiter*: Okko B e h r e n d s, Römisches Recht. Von den Anfängen bis heute. Im Überblick. Göttingen: Atticus 2022. 299 S. ISBN 978-3-96925-012-9 (Hardcover). ISBN 978-3-96925-013-6 (Softcover) 32

*Hermann Niedermayr*: Hannes D. G a l t e r – Wolfgang J. P i e t s c h (Hg.), Schloss Hainfeld und Joseph von Hammer-Purgstall. Graz: Uni-Press 2022. (Grazer Morgenländische Studien. 8.) 251 S. Ill. ISBN 978-3-902666-87-1 38

Herausgeber: *Herbert Bannert*

Fachberatung und wissenschaftliches Lektorat: *Kurt Smolak*

Redaktion: *Sonja Schreiner* / Titelbild: *Sonja Reisner – Raimund Merker*

Rezensionsangebote erbeten an: [klass.phil.rezensionen@univie.ac.at](mailto:klass.phil.rezensionen@univie.ac.at)

Jochen Althoff – Sabine Föllinger – Georg Wöhrle (Hg.), *Antike Naturwissenschaft und ihre Rezeption* 29. Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2019. 156 S. Ill. ISBN 978-3-86821-805-3. ISSN 0942-0398

Der 29. AKAN-Band bietet sechs Beiträge (von Botanik bis Humanmedizin, wobei sich der tatsächliche und metaphorische Konnex zwischen Tier und Pflanze in einigen Abhandlungen als verbindendes Element erweist) und ein Verzeichnis der Autor\*innen, das zu weiten Teilen multidisziplinäre Bildungsbiographien zeigt. Von den Tagungsreferaten (Mainz 2018) konnten, wie dem Vorwort zu entnehmen ist, aufgrund bereits gegebener Veröffentlichungszusagen nicht alle in den Band aufgenommen werden. Zusätzlich eingeworben wurden die Aufsätze von Bernhard Herzoff, Gründungsmitglied des AKAN und früherem Herausgeber der Reihe, und Peter Grunert, Neurochirurg in Homburg mit gräzistischer Zusatzausbildung.

Den Band eröffnet Aleksandar Milenković mit „Humans are Plants? The Curious Case of  $\chi\lambda\omega\rho\acute{\omicron}\nu\delta\acute{\alpha}\kappa\rho\nu$  in Greek Tragedy“. Mit Hilfe der Conceptual Metaphor Theory (CMT) wendet er sich unter Heranziehung signifikanter Textauszüge Sophokles (*Trachinierinnen*), Euripides (*Medea* und *Helena*) und Homer zu und untersucht neben Trärentypen (das sind: basale, reflexhafte, psychische) und menschlichen Emotionen das semantische Spektrum von  $\chi\lambda\omega\rho\acute{\omicron}\varsigma$ , von „grün“ über „blass“ bis „frisch“ (15): „Etymology sheds more light on the matter. It proves that we are not dealing with a simple adjective that can be easily translated into modern languages, but we are rather dealing with a concept that requires more attention.“ Gerne eingesetzt wird  $\chi\lambda\omega\rho\acute{\omicron}\varsigma$  für die Beschreibung von Angst(zuständen) – elfmal in *Ilias* und *Odyssee* – und für alle Arten von Flüssigkeiten, darunter auch Honig, bei dem die charakteristische Farbe (mit)gemeint ist (16): „Therefore, when  $\chi\lambda\omega\rho\acute{\omicron}\varsigma$  describes vegetation, it is possible to understand it both as a chromatic adjective (“yellow-green”) and as a non-chromatic one (“fresh as in young”), although the context implies that the latter meaning is intended. However, although tears are obviously liquid, this specific use remains unclear.“ Verletzte Pflanzen verlieren Tränen (sie ‚weinen‘), bei angsterfüllten Menschen verändert sich gemäß der Säftelehre das Säftegleichgewicht (resultierend in Blässe, Angstschweiß und Tränen; 17): „The image of a plant covered in droplets of sap, resin or dew is strikingly similar to the image of a human body with droplets of blood, sweat or tears trickling down.“ Anhand der Dichtung Hesiods veranschaulicht Milenković die Verbreitung dieser Metapher in der griechischen Literatur (18): „In other words, he speaks of the human body using plant-related vocabulary. Such exchange is possible as it is a part of a cognitive process which allows humans to understand less familiar concepts by the means of more familiar ones. That is the basis of Conceptual Metaphor Theory.“ Die semantische Verschiebung ist genreabhängig (21–22): „[...] while in literary works it almost never denotes colour, in technical literature it very often does so, with meanings from paleness to different hues of green and yellow. Medical treatises are abundant in such examples. Early Greek physicians relied mostly on direct sense perception, where detailed descriptions of symptoms, especially those involving colours, were a crucial piece of information in diagnosis and prognosis.“ Milenković kommt zu folgendem Ergebnis (25–26): „The instances of  $\chi\lambda\omega\rho\acute{\omicron}\nu\delta\acute{\alpha}\kappa\rho\nu$ , there being only four in Greek literature, indicate that the expression was certainly not common. However, it can be a significant proof that the metaphor HUMANS ARE PLANTS was rooted deeply in the Greek mind [...]. In epic poetry sweat is triggered by fear, while in tragedy tears are triggered by grief. [...] With the increase of technical treatises, the adjective  $\chi\lambda\omega\rho\acute{\omicron}\varsigma$  went

through a semantic shift and gained more of a chromatic meaning, especially due to examples where it describes vegetation [...]. Finally, since new concepts had to be built in technical literature out of already existing and familiar ones, we can identify the metaphor PLANTS ARE HUMANS.“

Bernhard Herz h o f f widmet die Abhandlung „Die Persea – Ägyptisches Obst bei Aristoteles“ Georg Wöhrle zum 65. Geburtstag. Der reich illustrierte Beitrag spannt einen Bogen von der arabischen Literatur bis zu Aristoteles und Theophrast. Anstelle eines Abstracts wählt Herz h o f f eine „Outline“, die aus den englischen Übersetzungen seiner Kapitelüberschriften besteht. Besonderes Augenmerk schenkt er (30) „Artkonstanz“ und „Mutationen und Modifikationen“ aufgrund von „ökologischen Wuchsbedingungen“, der Verpflanzung der Persea von Persien nach Ägypten (und der damit einhergehenden Veränderung von giftig zu essbar) und der anspruchsvollen Identifikation dieser in alten Texten genannten Frucht, wozu er antike und moderne Fachliteratur und auf Forschungsreisen gewonnene Erkenntnisse ebenso heranzieht wie heute noch existierende Arten. Systematisch engt er die in den Quellen beschriebenen Möglichkeiten ein, indem er zum einen ein Ausschlussverfahren (nach Verbreitung und optischen Gesichtspunkten) entwickelt, zum anderen auf täuschende Ähnlichkeiten hinweist und nicht zuletzt persönliche Erfahrungen einfließen lässt. Gift findet man in Pfirsichkernen und -blättern, nicht aber in den Früchten. Herz h o f f rekonstruiert die ‚Reise der Pfirsiche‘ (55–56): „Solange es keine archäologischen Funde von Fruchtkernen von Nektarinen (*Prunus persica subsp. nucipersica* L.) aus dem damaligen Persien gibt, können wir nur vermuten, daß es sich wahrscheinlich vor etwa 2500 Jahren, als die Verpflanzungssage entstand, um Pfirsiche gehandelt hat, die dem heutigen Ferganapfirsich (*Prunus ferganensis*) entsprechen, der genetisch sehr stabil zu sein und die Geschichte der Pfirsichzucht, die vor über 4000 Jahren in China begann, unverändert überlebt zu haben scheint. Schließlich gelangte er auf den Karawanenweg nach Persien und wurde dort wohl nicht nur wegen seiner prächtigen rosa Blütenfülle im Frühling in den *Paradeisoi* kultiviert. Sein Gift benutzte man in der Medizin und nach Plinius auch in der Justiz. Da es dem Wohltätigkeitsstreben und der agronomischen Leidenschaft der achaemenidischen Großkönige entsprach, in großem Stil Nutzbäume in ihrem Reich zu verbreiten, so werden sie dies auch mit den Pfirsichbäumen in Ägypten getan haben, nachdem Kambyzes 525 vor Chr. dieses Land erobert hatte. Um 300 vor Chr. gelangten sie nach paläobotanischen Befunden nach Griechenland, im ersten Jahrhundert nach Chr. gemäß literarischer Bezeugung nach Rom.“ Bei Demokrit vermutet er den Ursprung der von Aristoteles überlieferten Verpflanzungsgeschichte – angereichert mit eigenen Elementen (60–61): „Der angebliche drastische Wandel von Giftigkeit zur Wohlbekömmlichkeit in Abhängigkeit vom Wechsel von einem dünnen und kärglichen zu einem üppigen und fruchtbaren Boden, für den Ägypten ja berühmt war, konnte durchaus als sympathetischer Akt gedeutet werden. [...] Grundsätzlich neu und prägend ist in der Botanik des Aristoteles die Einbindung der Pflanze in seinen Seelenbegriff, den er zu Beginn der Schrift *De plant.* als vegetativ im Kontrast zur wahrnehmungsfähigen Tierseele besonders ausführlich diskutiert [...], den er in *De anima* monographisch entwickelt und den er überall in seinen biologischen Schriften zugrunde legt.“

Marcel Hu m a r betont in „Pflanzen sind Tiere – Zu einer konzeptionellen Metapher bei Theophrast“ die Wichtigkeit von Bildsprache in der Wissenschaft und weist die ungebrochene Aktualität der theophrastischen Metapher nach. Grundlegend ist sein Beitrag auch wegen der ausführlichen theoretischen Ausführungen zu Beginn (77): „Die Konsistenz von konzeptionellen Metaphern ist dann erfüllt, wenn metaphorische Begriffe sich sicher einer allen Einzel-

metaphern inhärenten Vorstellung zuordnen lassen. Das heißt, sie stehen systematisch in engerer Beziehung, da sie dasselbe Bild beim Empfänger der Metapher erzeugen [...]. Metaphernkonzepte werden nicht willkürlich gewählt; meist liegen den Ursprungsbereichen intuitiv verstehbare und damit allgemeine Erfahrungen (meist mit körperlichen Dimensionen) zugrunde. Ein Sprecher hat spezifische Vorstellungen von einem Sachverhalt oder einem Objekt und vermittelt diese dem Empfänger der Metapher. Somit schaffen konzeptionelle Metaphern ein metaphorisches Bedeutungsfeld, das spezifische kognitive Assoziationen erzeugt. [...] Die Metapher ist damit nicht mehr Gegenstand einer spezifischen Disziplin wie etwa der Literaturwissenschaft, sondern ein konstitutives Element menschlichen Denkens.“ Für die neuzeitliche Naturwissenschaft nennt Humar aussagekräftige Beispiele wie ‚Zellwand‘, ‚ökologische Nische‘ und ‚Stammbaum‘ und erläutert die Abweichung zum antiken Gebrauch (79): „Bei der Verwendung von Metaphern in der naturwissenschaftlichen Fachsprache der Antike handelt es sich häufig um vereinzelte Wortbildungen, die meistens keinem übergeordneten Konzept zugeordnet werden können.“ Marcel Humar möchte zeigen, (80) „dass das Konzept *Pflanzen sind Tiere* nicht zufällig gewählt ist, sondern Parameter zu finden sind, welche die Einführung des Konzeptes in der Geschichte der Naturwissenschaften erklärbar machen.“ Er erachtet „ein Ausweisen von konzeptionellen Metaphern“ als „hermeneutisch hilfreich“ und kann nachweisen, dass Theophrast aus Gründen der Verständlichkeit auf Metaphern zurückgreift (81): „Er muss Begriffe für die von ihm neu angesprochenen Strukturen teilweise schaffen, teilweise auf leicht verständliche Begriffe zurückgreifen, um dem Leser Inhalte vermitteln zu können.“ Sämtliche Metaphern basieren auf Parallelen in pflanzlicher und tierischer Anatomie. Für weite Verbreitung und gute Verständlichkeit der konzeptionellen Metapher spricht zudem, dass auch Plinius maior sogar noch einen Schritt weitergeht, denn er (89) „erweitert diese sogar noch um einen gehäuften metaphorischen Wortgebrauch, der keine Fachbegriffe einsetzt [...]. Dies unterstreicht die starke mentale Repräsentation von Pflanzen als Tiere/Menschen. [...] Alle Metaphern folgen dem Konzept auf der Ebene der Struktur, nicht der Funktion. Dies könnte dadurch begründet sein, dass sich die Struktur der besprochenen Organe auch Laien durch bloßes Hinsehen ergibt; um die spezifische Funktion einer Struktur aber zu erkennen, wären fundiertere Fachkenntnisse nötig. Die Wahl der Ursprungsdomäne ist somit rein strukturell begründet; morphologisch existieren Parallelen zwischen den durch die Metaphern angesprochenen Organen und den Ursprungsbegriffen, die sich nicht durch funktionale Übereinstimmungen erklären lassen.“ Strukturelle Übereinstimmung bedingt lange Haltbarkeit bildsprachlicher Elemente – insbesondere aus dem Themenfeld *Pflanzen sind Tiere*, weswegen der im 19. Jh. häufige (92–93) „Terminus ‚Treppengänge‘ zur Bezeichnung spezifischer Gefäßstrukturen im Holz einiger Pflanzenarten“ nicht mehr gängig ist; sie „würden eher der Metapher *Pflanzen sind Gebäude* entsprechen; da jedoch die dominierende konzeptionelle Metapher seit der Antike Pflanzen als Tiere beschreibt und diese somit mental fest repräsentiert hat, setzte sich die Metapher womöglich deshalb nicht durch. Wahrscheinlich wird mit diesem Begriff auf die großen Gefäße in den Pflanzenzellen verwiesen, die vor allem den Wassertransport gewährleisten. Hierfür gibt es in der modernen Botanik einen Begriff, der dem Konzept *Pflanzen sind Tiere* folgt und – vielleicht gerade deshalb – etabliert ist: Tracheen. [...] Konzeptionelle Metaphern und die Untersuchung ihrer Manifestation in antiken Texten liefern dabei nicht nur Hinweise zur synchronen Begriffsbildung, sondern können auch hilfreich sein, um die diachrone Geschichte einer Terminologie zu beleuchten [...].“

Peter Grunert stellt in „Die Behandlung von Aneurysmen bei Antyllos und in der spätantiken und früh-arabischen Medizin“ verschiedene Typen von Aneurysmen vor, erklärt sie detailliert, nennt aktuelle medizinische Literatur zur Vertiefung und schildert moderne Behandlungsmethoden. Er erläutert die Verbreitung medizinischen Wissens und die Ausbildung zum Mediziner in der frühen Kaiserzeit, stellt medizinische Schulen und deren Vertreter vor, betont die Wichtigkeit chirurgischer Instrumente als archäologischer Fundstücke zur Beurteilung tatsächlicher medizinischer Praxis und geht zurück bis auf ayurvedische Literatur (600 v. Chr.), um schließlich zu konstatieren (101–102): „Den Begriff und das Konzept des Aneurysmas in unserem heutigen medizinischen Verständnis finden wir zuerst bei Galen in seiner Schrift *De tumoribus praeter naturam* überliefert und die chirurgische Therapie dieser Gefäßmissbildung ist uns erst basierend auf Antyllos aus den spätantiken enzyklopädischen Werken des Oreibasios, Aetios von Amida und Paulus von Aegina zugänglich.“ Ausführliche Textausschnitte, instruktives Bildmaterial und verständlich präsentierte medizinische Erklärungen erleichtern den Nachvollzug der komplexen Inhalte – Antyllos selbst und dessen reichhaltige Rezeption in gleicher Weise betreffend, wobei Grunert aufgrund der Quellenlage und der Inhalte der jeweiligen medizinischen Schriften überzeugend nachweisen kann, wann wo welche Behandlungsmethode zum Einsatz kam. Abschließend betont er die Sonderstellung des Antyllos, dessen Vorreiterrolle und Fortschrittlichkeit (115): „Antyllos’ Abhandlung über Aneurysmen stellt die erste detaillierte Beschreibung der operativen Technik zur chirurgischen Versorgung von peripheren Aneurysmen dar, die aus heutiger Sicht erfolgversprechend war. Die Details, auf die Antyllos bei der Beschreibung der operativen Technik Wert legte, zeigen, dass er wusste, worauf es bei dieser Operation ankam, welche die kritischen Abschnitte sind und wie man diese meistert bzw. Katastrophen vorbeugt. Man merkt, dass er mit der Behandlung dieser Erkrankung Erfahrung hatte.“ Grunert sieht Antyllos’ Werk als „Meilenstein in der Gefäßchirurgie“, denn die „Beschreibung der Aneurysmen und die Behandlung des Hydrozephalus sowie das von ihm überlieferte Fragment über die Tracheotomie stellen mit das Beste dar, was uns aus der antiken Chirurgie überliefert ist. [...] In der Folge wurde die vaskuläre Chirurgie in der arabischen Welt im Mittelalter aufgegeben und die ersten größeren gefäßchirurgischen Eingriffe mit erfolgreicher Unterbindung von Arterien anstelle schlechtheilender Kauterisation wurden erst durch den französischen Militärarzt Ambroise Paré (1510–1590) Mitte des 16. Jahrhunderts durchgeführt. Speziell die Prinzipien der vaskulären Chirurgie der peripheren Aneurysmen mit Unterbindung nur der Arterie am proximalen Ende der Pathologie wurden nach gründlichen anatomischen Studien durch den schottischen Chirurgen und Begründer der pathologischen Anatomie John Hunter (1728–1793) im 18. Jahrhundert wiederaufgenommen.“

Shahrazad Irannejad widmet sich in „Making Sense of Aristotle’s (Anonymous) Appearance in Avicenna’s Anatomy of the Brain“ einander entsprechenden anatomischen Passagen bei Avicenna, Aristoteles und Galen. Einleitend stellt sie konzis Avicenna und sein Werk vor, um sich dann dem Einfluss des Aristoteles zuzuwenden (126): „After enumerating the various parts of the head and the brain [...], Avicenna moves on to talk about the temperament and the texture of the brain: ‘The substance of the brain has been created cold and wet.’ So is the abrupt, anonymous entrance of Aristotle to the text.“ Das ist überraschend, weil bei Aristoteles die Seele im Herz und nicht im Gehirn sitzt und die primäre Aufgabe des Gehirns in der Kühlung des Herzens besteht. Irannejad sieht Avicenna um Ausgleich bemüht (129): „Avicenna is thus actively trying to vindicate one authority against another and seems to have reached a compromise. He describes the anatomical structures following Galen,

but in describing why the texture of the brain is as it is, he gives concessions to Aristotle. Apart from his implicit, but abrupt apparition, Aristotle is also present in the rest of the text in the tone of argumentation Avicenna uses to justify the texture and nature of the brain. He is, furthermore, present also in the guise of such concepts as inner senses and *pneuma*. However, these concepts do not look back exclusively to Aristotle, but are rather ‘Aristotelian’ concepts, having gone through further elaboration both in the peripatetic and the Galenic tradition.“ Wie ausführlich und ausgleichend Avicenna argumentiert, zeigt Irannejad mit viel Text auch an dessen abschließender, auf Galen fußender Beurteilung der Konsistenz des Gehirns (131–132): „Avicenna ends this section by an elaborate discussion of the texture of the brain: that it is soft and fatty. He goes on to justify in a very elaborate manner, why the brain is soft, and its relation to the brain being fatty. [...] This extensive discussion of the matter might look redundant to us, but for Avicenna it is important enough to enter the text to declare a verdict. Here is the only instance in which the author makes his own presence known: ‘And I say: it is created soft in order to be fatty.’“ Bei der Schilderung von *cerebrum* und *cerebellum* kommt noch einmal Aristoteles ins Spiel, um gleich wieder von Galen abgelöst zu werden (134–135): „Avicenna is gradually turning fully towards Galen. [...] And so Aristotle leaves the stage entirely to Galen, who would dominate it singlehandedly till the end of the section on brain anatomy in the *Canon*.“ Shahrzad Irannejad sieht (135) „an intricate tapestry of Aristotelian and Galenic ideas and concepts [...], an overall loyalty to Galen’s anatomy of the brain [...], an overarching Aristotelian frame of mind [...]. Avicenna [...] is reconciling Aristotle’s notorious cardiocentric views with the anatomical observations of Galen. Avicenna somehow succeeds in the seemingly impossible task of not choosing sides between a cardiocentrist and encephalocentrist. He shows creativity in resolving an issue between the two giant authorities. He manages to have his Galenic cake, with some Aristotelian garnish, and eat it too.“ Eine Appendix (138–139) bietet das entscheidende Textstück auf Arabisch und in eigener englischer Übersetzung.

Natalia Poleacova beleuchtet abschließend „Humanistische Bildung im Wirken der Naturwissenschaftler des 20. Jahrhunderts am Beispiel von Albert Einstein, Niels Bohr und Werner Heisenberg“. Alle drei verfügten über humanistische Bildung, alle drei sahen sich als Nachfolger antiker Naturforscher, alle drei hatten unterschiedliche Einstellungen zur Bedeutung der Antike für die wissenschaftliche Entwicklung, wobei Bohr mit einer ‚gesunden‘ Einstellung zwischen Einstein (wenig Bedeutung) und Heisenberg (hohe Wirkmächtigkeit) steht. Poleacova beginnt mit Einsteins Geleitwort zu Hermann Diels’ Lukrez-Übersetzung von 1924, das er auf Vermittlung des Chemie-Nobelpreisträgers Walther Nernst verfasste und mit dem er wenig Freude hatte, wie der Korrespondenz mit seiner Sekretärin Betty Neumann zu entnehmen ist. Er projiziert modernes Wissen in die Vergangenheit, wobei Lukrez verlieren muss (144): „Auffällig ist, dass er sich nicht im Geringsten bemüht, die Verdienste der antiken Naturphilosophie, die sich diese trotz mangelnder technischer Voraussetzungen erworben hatte, hervorzuheben, z.B. geht er nicht auf die im 2. Buch des Lehrgedichtes geschilderte Bewegung der Staubeilchen im Raum ein, den Vorläufer der Theorie der Brownschen Molekularbewegung, über die Einstein 1905 die Arbeit mit dem Titel *Über die von der molekularkinetischen Theorie der Wärme geforderte Bewegung von in ruhenden Flüssigkeiten suspendierten Teilchen* verfasste. Darin unterscheidet er sich von Walther Nernst, der die Grundprinzipien moderner Wissenschaft bei Lukrez wiederfindet und den Verfasser bzw. Epikur als Autoritäten anerkennt.“

Bohr entwickelte aufgrund seines familiären Umfelds eine engere Bindung an die Antike, wie Reden und Publikationen zeigen (148): „Die von Bohr ausgewählten Textstellen verdeutlichen außerdem die Gültigkeit und den Wert der antiken Philosophie für die Gegenwart. In seinen öffentlichen Vorträgen betonte der Physiker in humanistischem Sinne stets die Einheit des menschlichen Wissens [...]“. Heisenberg wuchs in einem dezidiert philologischen Umfeld auf. Seine Memoiren *Der Teil und das Ganze. Gespräche im Umkreis der Atomphysik* (1969) sind vom Titel über das Vorwort bis zum eigentlichen Inhalt von antikem Gedankengut durchzogen. Wichtig in der Gattung ‚Autobiographie‘ ist für ihn wie auch für die zwei anderen Naturwissenschaftler, (150) „dass der Verfasser auf die historische Genauigkeit mit Absicht verzichtet und dass es sich bei seinem Buch nicht eigentlich um Lebenserinnerungen, sondern um ein idealisiertes Bild seines Lebens handelt, was er dem Leser im Vorwort sowohl durch das Thukydides-Zitat als auch in seinen eigenen Worten mitteilt.“ Dazu gehört auch seine Behauptung, (151) „dass sein Interesse an Physik tatsächlich durch die Lektüre antiker Texte geweckt worden sei, die er zwar nicht im Unterricht, aber aus privatem Interesse gelesen habe.“ Daraus folgt (152): „Heisenberg inszenierte sich als humanistischer Gelehrter nicht nur durch seinen Bildungshintergrund, sondern auch durch das Schreiben an sich, ganz nach dem Beispiel der italienischen Renaissance-Gelehrten wie Galileo Galilei, Leon Battista Alberti und anderen ‚uomini universali‘.“

Der facettenreiche Band ist – wie man es von der AKAN-Reihe gewohnt ist – in hohem Maße anregend, bietet Anknüpfungspunkte zu aufschlussreichen Erkenntnissen innerhalb eines reichen Spektrums hochentwickelter Disziplinen aus den Bereichen von Medizin und Naturwissenschaft und macht deren Verwurzelung in der antiken Naturforschung und -philosophie auf unaufdringliche und daher umso wirkungsstärkere Weise deutlich.

*Sonja Schreiner*

Jochen Althoff – Sabine Föllinger – Georg Wöhrle (Hg.), *Antike Naturwissenschaft und ihre Rezeption 30*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2020. 169 S. Ill. ISBN 978-3-86821-867-1. ISSN 0942-0398

Der 30. Band der etablierten Reihe „Antike Naturwissenschaft und ihre Rezeption“ enthält fünf Vorträge, die auf der 30. AKAN-Tagung im Juni 2019 in Marburg gehalten wurden, und zwei zusätzliche Beiträge (von Chiara Ferella und Bernhard Herzhoff). Chiara Ferella ist es auch, die die – wie immer – breite Palette an Themen mit „War Steers the World: The Metaphor Domain of Conflict in Heraclitus’ and Empedocles’ Representations of Cosmos“ eröffnet. Vor dem Hintergrund der Methodologie der (kognitiven und konzeptuellen) Metaphertheorie analysiert sie anhand vieler Textbeispiele (im Original und eigener Übersetzung) die unterschiedliche Anwendung derselben Bildsprache zur verständlichen Darstellung und klaren Definition des jeweiligen – sonst zu komplexen – Kosmoskonzepts. Dazu trägt der Transfer aus einem eher vertrauten Bereich (Krieg und Konflikt) in einen eher fernliegenden (Kosmologie) bei. Heraklit sieht den Krieg als Vater und König aller Dinge und entwickelt erstaunliche Bezüge zwischen Logos, (Natur)gesetz, Gerechtigkeit und Krieg – Gegensätze, deren Spannung den Kosmos bewahrt (20): „The Heraclitean *logos*, as the principle that arranges the world the way it is and makes it function the way it does, can well be said to correspond to, or at least to nourish, this coincidence of opposites – a union/tension that keeps the cosmos alive. By overturning traditional perception and common sense,



Heraclitus concludes that, since *logos*, that is, this coincidence/tension of opposites, is the divine and intelligible law of the cosmos, the metaphor of conflict illustrates the cosmic, natural law and, as such, is the same as justice.“ Bei Empedokles kontrolliert der Konflikt die Elemente (und damit Chaos und Kosmos); als verbindende Kräfte agieren Liebe, Freundschaft und Harmonie; Auseinandersetzung und Zusammenhalt haben gleichermaßen lebenspendende Kraft. Insgesamt ist seine Sichtweise traditionell (30): „Strife is characterised as champion of division, hate and chaos, in opposition to *Philotes*, principle of union, friendship and harmony. [...] Empedocles’ metaphor of conflict can be read as the aetiological narrative illustrating why our earthly existence is a terrible event and our world an abode of suffering we should escape as quickly as possible.“

Gottfried Heine mann wirft die komplexe und philosophisch anspruchsvolle Frage „Was leistet die Analyse des schlichten Werdens in *Phys. I 7*?“ auf und analysiert das philosophische Problem in all seiner Komplexität, auf der Grundlage zahlreicher Texte, Tabellen und Formeln und unter Gegeneinanderführung von prädikativem und schlichtem Werden (35–36): „Im ersteren Fall, beim prädikativen Werden, nimmt ein Gegenstand *a* eine Eigenschaft *F* an, die er zunächst nicht besitzt, und bleibt ansonsten derselbe. Der gegenseitige Ausschluss von Anfangs- und Endzustand ergibt sich direkt aus dem Widerspruchssatz. [...] Anders beim schlichten Werden, d.h. wenn der Gegenstand *a* überhaupt erst entsteht: Die Eigenschaft, die er dabei annähme, wäre die Existenz; aber Existenz ist keine Eigenschaft, die ein Gegenstand haben kann oder nicht.“

Katharina B i c k untersucht „Astronomische Anhaltspunkte in den Bauernkalendern der römischen Agrarschriftsteller“ und wendet sich dabei der praktischen Anwendbarkeit und deren adressatenspezifischer Darstellung bei Cato, Varro, Columella und Plinius maior zu (66): „Astronomie wird erstens als Kalendertechnologie verwendet, spielt zweitens eine Rolle im Rahmen der Astrometeorologie, also der Verknüpfung von Wetterdaten mit astronomischen Ereignissen, und drittens schreiben die Autoren über den Einfluss der Gestirne auf das Pflanzenwachstum.“ B i c k legt ihren Schwerpunkt auf Kalendertechnologie. Dazu kommen gelegentlich Ausblicke auf den Einfluss der Mondphasen auf das Pflanzenwachstum, weiters die Berücksichtigung tierischer Verhaltensweisen und pflanzlicher Entwicklung und schließlich Rückgriffe auf den Zivilkalender. Sie gibt zu bedenken, dass die Realität auf kleinen Höfen kaum behandelt wird (67): „Außerdem ist es gut möglich, dass Teile der Texte eher beschreiben, wie die Gutsbesitzer ihre Höfe geführt haben möchten, als wie sie tatsächlich geführt wurden.“ Weitere Einflussfaktoren sind der ideologische Wert der Landwirtschaft als moralisch einwandfreier Lebensart und die literarische Tradition, in der sich die Fachschriftsteller sehen. Detailliert arbeitet B i c k die unterschiedlichen Darstellungstechniken heraus und setzt sie in Bezug zum Anspruch des jeweiligen Autors (von der Praxis bis zur Wissenschaftlichkeit). Auffallende Unterschiede zeigen sich bei astronomischen Anhaltspunkten wie Sonnenwenden oder saisonalen Sternbildern und bei der Berücksichtigung von Breitengradabhängigkeit (82–83): „Cato erwartet von seinen Lesern viel eigene Erfahrung und Vertrautheit mit dem Rhythmus des landwirtschaftlichen Jahres, sodass ungefähre Zeitangaben für ihn ausreichen. [...] Columella und Varro orientieren sich vor allem an den Bedürfnissen von Gutsbesitzern, die von der Praxis weit entfernt sind und wissen möchten, was nötig ist, um den Gutsverwalter zu beaufsichtigen, oder um sich selbst doch als Agrarexperten sehen zu können. [...] Plinius geht es um eine umfassende Darstellung des Wissens über die Natur im weitesten Sinne, worin er an die griechische Tradition der Enzyklopädien anknüpft. Dies erlaubt ihm, in

den angegebenen Daten Vollständigkeit anzustreben, weiter auszuholen, um Hintergründe zu erklären, und Redundanz von Informationen nicht zu fürchten.“

Lothar Williams behandelt in „Zur Rezeption der Vorsokratiker bei Poseidonios und in Senecas *Naturales quaestiones*“ Poseidonios’ auf Metarezeption basierenden exegetisch-doxographischen und Senecas kritisch-naturwissenschaftlichen Zugang, zeigt damit komplexe Intertextualität auf und setzt mit einer (eigentlich selbstverständlichen und trotzdem erwähnenswerten) programmatischen Feststellung ein, da so bei manchen (konservativen) Fachvertreter\*innen haltbare und verfestigte Vorurteile ausgeräumt werden (87): „Die Rezeptionsforschung ist trotz des namengebenden nehmenden Teils keine Einbahnstraße, die einen Part zum bloßen Objekt degradiert und den anderen zum Subjekt erhebt. Vielmehr beleuchtet sie, wie eine kulturelle Schöpfung durch die aktive Anverwandlung durch eine andere vielfältig weiterlebt, und leistet damit einen wichtigen Teil zur Erforschung von dessen Nachleben, ein Konzept, auf das die Forschung früher ein besonderes Augenmerk gerichtet hat. Durch diese Wechselseitigkeit wird die Rezeptionsforschung heuristisch besonders wertvoll, lässt sie doch oftmals die Eigenheiten nicht nur des Rezipienten, sondern auch des Rezipierten deutlicher hervortreten.“ Die Vorsokratiker eignen sich aufgrund ihrer grundlegenden Naturerforschung und der damit verbundenen (89) „Weiterentwicklung der Rationalitätskultur“ als besonders ergiebige Demonstrationsobjekt. Quellenkunde tritt gemäß Georg Wöhrlers Ansatz, Rezeption über Rekonstruktion zu setzen, in den Hintergrund. Die fragmentarische Überlieferung des Poseidonios erschwert den Befund (95): „Insgesamt lässt sich aus den Poseidonios zugewiesenen Fragmenten kein einheitliches und eindeutiges Bild über seine Rezeption der Vorsokratiker gewinnen, bei der erstaunlicherweise Kultur- Naturwissenschaftliches überwiegt, da Gegenüberstellungen und Vergleiche der überliefernden Quellen dominieren, also eine Form der Meta-Rezeption. Dieser Aspekt deutet darauf hin, dass der unergiebigste Befund wohl überwiegend Poseidonios’ fragmentarischer Überlieferung geschuldet ist.“ Für Senecas *Naturales quaestiones* konstatiert Williams breite Rezeption (99): „Als Globaltendenz lässt sich festhalten, dass Poseidonios die Vorsokratiker genauer wiedergibt, während Seneca sich intensiver inhaltlich mit ihnen auseinandersetzt. [...] Bei beiden Stoikern finden sich namentliche Bezugnahmen und neben Paraphrasen wörtliche Zitate. Bei Seneca ist allerdings wegen der Übertragung ins Lateinische die Einstufung als wörtliche Wiedergabe nicht selten eine Frage editorischer Entscheidungen [...]. Auch wurden bei dem kaiserzeitlichen Stoiker etliche Bezugnahmen auf nicht namentlich genannte Vorsokratiker ausgemacht. Solche Unschärfen fehlen beim Polyhistor Poseidonios.“ Beiden gelten (100) „die Vorsokratiker als Autoritäten“, wobei Senecas kritischer Zugang so ausgeprägt ist, dass er sich auch mit Poseidonios’ Bewertung wertend auseinandersetzt: „Kritisch war Seneca also nicht nur gegenüber den Vorsokratikern, sondern auch deren Rezeption bei einem älteren Schulkollegen. Diese Form der Meta-Rezeption ist das beste Zeugnis, dass sich an der Rezeption der Vorsokratiker durch Poseidonios und Seneca kritisches Denken entzündet hat und die von den Vorsokratikern begründete diskursive Rationalität durch Intertextualität weiterentwickelt wurde.“

Christoph Hamann schreibt zu „Plotin über den Unterschied zwischen Pflanze, Tier und Mensch“. Trotz der Hierarchie, die Plotin verschiedenen Lebensformen aufgrund ihrer unterschiedlichen Struktur zuschreibt, erkennt er Gemeinsamkeiten, stuft Pflanzen und Tiere nicht als Menschen völlig untergeordnet ein und erhebt Einwände gegen die Spitzenstellung des Menschen auf der *scala naturae*. Diese Überlegungen setzt er in Beziehung zu jenen Plotins über Einheit und Unteilbarkeit der Seele (107): „Diejenigen Körper, die gegenüber den Körpern der Pflanzen ein größeres Fassungsvermögen besitzen, können demnach einen größe-

ren Anteil an der Seele realisieren.“ Unterschiedliche Baupläne haben ihren Ursprung in Variationen der kreativen Potenz der Weltseele (108): „Er geht hier davon aus, dass die Kraft der Weltseele die Formen der Tiere gleichsam im Voraus skizziere [...]. Diese Entwürfe und Skizzen der späteren Lebewesen versteht Plotin als Einstrahlungen der Weltseele in die Materie [...]. Daher finden dann auch die einzelnen Seelen, sobald sie auf die Materie treffen, diese Materie bereits unterschiedlich strukturiert vor.“ Detailliert arbeitet Hamann die Besonderheiten von Pflanze, Tier und Mensch heraus – mit ethischen Folgen, wenn auch nicht im höchsten Entwicklungsgrad (123): „Doch wie Plotin auch in anderen Bereichen [...] keine wirkliche Moralphilosophie entwickelt, so wird man auch keine ausgefeilte Pflanzen- oder Tierethik in seinen Schriften finden können. Sehr wohl aber durchzieht seine Schriften der Grundtenor eines sehr großen Respekts für alles nicht-menschliche Leben, ein Tenor, der sich zumindest als Introdution in eine Ethik des verantwortungsvollen Umgangs mit nicht-menschlichen Lebewesen sehr gut anbieten würde.“ Aufgrund der vergleichender Physiologie (cf. Ignaz Semmelweis' botanische Dissertation *De vita plantarum* [Wien 1844]) zugestandenen Bedeutung, der Nennung des Stellenwerts von Tier- und Pflanzenethik und der modernen Terminologie (cf. *non-human animals* in konsequenter Weiterentwicklung des erwähnten nicht-menschlichen Lebens) handelt es sich um einen bemerkenswert zukunftsweisenden Beitrag.

Bernhard Herzhoff unternimmt in „The Whale of the Moselle: Catfish or Sturgeon? Observations on the Fish Catalogue in *Mosella* by Ausonius“ (ins Englische übersetzt von Frankie Kann) aufgrund von in der *Mosella* beschriebenen physischen Merkmalen und tatsächlichem Vorkommen in der Gegend von Trier eine Bestimmung des *Silurus* als Stör und äußert sich ausführlich zu der den Wels favorisierenden Debatte in der englischsprachigen Literatur, wobei er die Wichtigkeit von Autopsie für die richtige Beurteilung ebenso betont wie den Zugang zu (oft schon älterer) Spezialliteratur in deutscher Sprache. Abbildungen (133) und der Abgleich mit zoologischer Literatur (Plinius maior, Conrad Ges[s]ner, Carl von Linné, Alfred Brehm) untermauern seine These. Dazu treten weitere Belege (für den Stör als schmackhaften Speisefisch) aus der Mittleren Komödie, Lucilius, Juvenal und zwei belgischen Humanisten des 16. Jh., Abraham Ortelius und Johannes Vivianus. Umfangreiche Literaturangaben ermöglichen die Nachlese aller vertretenen Positionen. Einig sind alle in einem Punkt (132): „The emphasis on its size and the comparison with a whale and dolphin permit only one conclusion, that the fish is one of two of the largest species occurring in the rivers of Central Europe: the European catfish (*Silurus glanis* L.) or the sturgeon (*Acipenser sturio* L.). The choice of the Ausonius researchers alternates between these two up to the present.“ Abschließend wirft Herzhoff die Frage auf, ob der Fischkatalog älter als die *Mosella* und (139) „as a supplement between the introduction and the main segment as a parallel to the catalogue of the Mosell tributaries“ eingefügt worden sein könnte. Diese Frage bleibt offen und eröffnet die Möglichkeit zu weiteren Untersuchungen. In jedem Fall kann Ausonius als Ichthyologe gelten, mit noch weiter entwickeltem Expertentum als einige seiner Vorläufer (138): „The solution to the issue ‘*silurus* – wels or sturgeon’ gained from cumulative evidence confirms observations which philologists have made in other works by Ausonius: wherever he is concerned with fish, he demonstrates quite special knowledge independent of other ancient fish experts such as Ovid, Oppian and Pliny.“

Am Ende des Bandes steht Wolfgang Hübners illustrierter Beitrag „Das Sternbild Engonasin-Hercules, der umgekehrt gekreuzigte Petrus und der vatikanische Obelisk“. Er setzt die Kreuzigung des Petrus zu den Sternbildern Hercules (Engonasin) und Serpentarius

ebenso in Beziehung wie zur Enthauptung von Paulus und der Kreuzigung von Andreas (mit literarischen Zeugnissen von Prudentius über die *Legenda aurea* bis zu Antonio Gallonios *De SS. Martyrum cruciatibus* aus dem ausgehenden 16. Jh.) und zum Obelisken auf dem Petersplatz, der Christus am Kreuz symbolisiert und in unmittelbarer Nähe zu Petrus' Märtyrerstätte aufgestellt wurde. Die erwähnten Sternbilder stehen in der Gnosis für Adam und Christus als Typus und Antitypus. Als Beleg für die Spiegelung dieser Gegenüberstellung in Petrus und Jesus zieht Hübner ein frühnezeitliches Fresko in der Basilika San Piero a Grado in Pisa heran; darauf (155) „bildet der nach unten gerichtete Leib des gekreuzigten Petrus mit dem hoch aufstrebenden Obelisken eine Enantiotropie, die an die gnostische Spiegelbildlichkeit von Engonasin-Adam und Serpentarius-Christus erinnert.“

Erstaunlich und erfrischend ist – wie in allen AKAN-Bänden – die so mühelos wirkende Zusammenführung verschiedener Fächer und Genres zu einem großen Ganzen, einem stimmigen Mosaik der Wissenschaft(en), das ohne jede hierarchische Ordnung, vielmehr in demonstrativer Gleichberechtigung in seiner Gesamtheit und seinen Teilen für jedes Interesse etwas bereithält und Personen mit divergierendem Wissensstand (vom Expert\*innenstatus bis zu im besten Sinne dilettierenden Laien) lehrreiche Einblicke bietet.

Sonja Schreiner

Jochen Althoff – Diego De Brasi – Sabine Föllinger – Georg Wöhrle (Hg.), *Antike Naturwissenschaft und ihre Rezeption* 32. Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2022. 234 S. Ill. ISBN 978-3-86821-957-9. ISSN 0942-0398

Band 32 von „Antike Naturwissenschaft und ihre Rezeption“ ist dem im April 2022 verstorbenen Wolfgang Kullmann, dem Initiator der Forschung zur Geschichte der Naturwissenschaft in Deutschland und Förderer der AKAN-Reihe, gewidmet und aus der 32. (digitalen) Tagung des Arbeitskreises für antike Naturwissenschaft (AKAN) hervorgegangen. Zu den sieben in deren Rahmen gehaltenen Referaten tritt als achter Text der den Band beschließende Beitrag von Ioannis Kalogerakos zu „*Physis* in the Fragments of Heraclitus“: Das Konzept von *physis* steht im Zentrum der frühen griechischen Philosophie und erscheint in rein philosophischem Kontext zum ersten Mal bei Heraklit. Kalogerakos setzt den Begriff in Beziehung zu Heraklits wichtigsten Doktrinen (Theorie des *logos*, Suche nach dem Selbst, Astronomie). Am Beginn steht eine Einleitung in die vorsokratische Philosophie und in das Konzept von *physis*, am Ende eine Appendix, ein konziser Forschungsbericht zu Titel, Form und Aufbau von Περὶ φύσεως (229–230): „In Heraclitus, the term *physis* has not yet taken the meaning of later times where it meant the natural world or nature as a whole. [...] The term *physis* is used by Heraclitus in order to describe the essence of a thing, its ‘true reality’ and how this essence has been crystallized through the process of its own evolution and completion – a process that is reflected in the essential features of the thing. This means that the essence of a thing is presented as a result of its formation as well as of the course of its formation. This interpretive approach to the use of the term *physis* by Heraclitus also mitigates the question whether for him the concept of *physis* has a dynamic or static character, a question which is sometimes posed rather schematically by the existing research on the field. [...] For Heraclitus, the discovery of the unity of the entirety of reality is achieved through the examination of the *physis* of each element that constitutes it. And it is with Heraclitus that, for

the first time in the history of Greek thought, *physis* becomes a fundamental pillar in the philosophical inquiry into the essence of things and the revelation of the essence of reality.“

Ingolf V e r e n o betritt mit „Demokrit als Alchemist“ in gewisser Weise Neuland, da nicht flächendeckend bekannt ist, dass das *Corpus Alchymicorum* sich auf Demokrit als Autorität bezieht. An den Beginn stellt V e r e n o allgemeine Überlegungen zur Alchemie und ihrem Weg nach Europa, gefolgt von den Schriften des Corpus und dessen schlechter Überlieferungslage und Editions-geschichte. Unter den *Pseudepigrapha* sind auch die *Physika kai Mystika* (PM) von Ps.-Demokrit (12): „Er ist der Alchemist par excellence. [...] Die Pseudepigrapha, die Schriften des Zosimos und die Kommentare sind in Brief- oder Dialogform abgefasst, in metaphorischer Sprache, die mit Allegorien, Anspielungen usw. arbeitet. Eindeutigkeit wird vermieden. Dies gilt auch für die PM. Demokrit allerdings übertrifft an Subtilität und Raffinesse alle anderen Autoren bei weitem.“ An einer Vielzahl von Textauszügen gibt V e r e n o Einblick in Ps.-Demokrits Gedankenwelt und kritisiert einseitige, zu fachspezifische Zugänge (18): „Die Chemiker haben bei ihrer Interpretation der PM nur die Rezepte im Auge gehabt. Die Einweihung, die Erklärungen Demokrits, aber auch den Kommentar des Synesios haben sie ignoriert. [...] Die PM als Ganzes zu interpretieren hat – soweit ich sehe – bisher niemand ernsthaft in Angriff genommen.“ An Purpurrezepten, ganzheitlicher Humanmedizin und Quecksilber zeigt V e r e n o, wie eine solche aussehen könnte – eine Zusammenschau von Atomismus, Alchemie und Seelenlehre (26): „Es ist durchaus möglich, dass Demokrit die Atome der Seele mit Quecksilbertropfen verglichen hat. Doch selbst wenn dieser Vergleich nur auf Aristoteles zurückginge, so wäre das doch Grund genug für den Autor der PM, seine alchemistische Seelenlehre dem Abderiten zuzuschreiben. Dies mag der Grund sein, warum man den von Akademikern und Peripatetikern immer als Atheisten bezeichneten Demokrit zum Autor der wichtigsten und möglicherweise ältesten alchemistischen Schrift gemacht hat – einer Schrift, deren Anliegen das Seelenheil ist, und die dieses Anliegen in mystischer Sprache darstellt. So ist aus dem erklärten Atheisten Demokrit von Abdera ein Gnostiker und Mystiker geworden: Demokrit der Alchemist.“

Christoph A p p e l untersucht in „Der Wein sticht dich, der honigsüße.‘ Antike Konzepte von Trunkenheit zwischen griechischer und lateinischer Dichtung und Naturwissenschaft“ Alkoholkonsum in Dichtung, naturwissenschaftlichen und medizinischen Texten. Feuchtigkeit, Wärme, Wunde (cf. den Titel des Beitrags, ein Zitat aus *Odysee* 21, 293) und Ballast werden hier zu wesentlichen Kriterien, was A p p e l an signifikanten Ausschnitten zeigt, die die physische und psychische Veränderung durch Wein zeigen (31): „Die Tatsache, dass der Antike Alkohol als chemischer Wirkstoff des Weins unbekannt ist, führt überdies zu einer Leerstelle in der Konzeptualisierung der Trunkenheit und infolgedessen einer Vielzahl historischer Deutungen zur Wirkung des Weins. Diese sind keineswegs beliebig, sondern wurzeln [...] in einer präzisen Beobachtung der Wechselwirkungen zwischen Mensch und Wein als einem Getränk, das schon aufgrund seiner Zugehörigkeit zum Wirkungsbereich des Dionysos bzw. Bacchus über die Grenzen des Erwartbaren regelmäßig hinausgeht, mithin zu exzeptionellen körperlich-psychischen Verfassungen führt.“ Die Konzepte sind ähnlich, ebenso die Bildsprache, (51) „trotz offenkundig abweichender Erkenntnisinteressen. [...] Wenig überraschend beleuchten die naturwissenschaftlichen Quellen das Phänomen zwar in stärkerer Differenzierung, ohne jedoch etablierte Formen der Versprachlichung gänzlich zu überwinden. So sind Metaphern wie der beschwerende oder der mit Bewegkraft auf den Körper einwirkende Wein nicht zuletzt Hinweise auf das ungebrochene Faszinosum eines die Grundfeste menschlicher Existenz erschütternden Getränks – von den antiken Kulturen bis in die heutige Zeit.“

Sergiusz Kazmierski will in „Zoologie vom kosmologischen Standpunkt. Zu Platons *Timaios*“ (55) „die Möglichkeit einer modernen und künftigen Kosmologie als an der Unterscheidung von Sein und Werden hängend“ entwerfen und dabei Verbindungslinien zu Physik, Chemie und Biologie aufzeigen. „Rückprojektion und Inspiration“ bestimmen den Zugang zur antiken Naturwissenschaft. An Aristoteles erläutert er, dass – analog zu uns modernen Menschen – bereits ihm (57) „die Forschung und das Vordenker- und Vorforscherum der Vordenker und Vorforscher seiner eigenen, nämlich der aristotelischen Theorien, nicht zu reichen, um dem Niveau dieser Theorien zu entsprechen.“ Ganz grundlegende Aussagen wie die unterschiedliche Sicht von Natur- und Geisteswissenschaftler\*innen auf Theoriebildung oder ein Plädoyer für die Wissenschaftsphilosophie machen den Aufsatz zu einem zentralen Teil des AKAN-Bandes und der gesamten Reihe. Kazmierski geht es um (66–67) „die Möglichkeit einer etwas anderen Perspektive auf die antike Naturwissenschaft [...], nämlich diejenige, wonach die antike Naturwissenschaft uns auch heute noch die Gelegenheit bietet, kritische Fragen an die moderne Naturwissenschaft zu richten“. Ausgehend von (67) „der platonischen Unterscheidung von Sein und Werden, welche dem kosmologischen Entwurf seines *Timaios* zugrundeliegt“, exemplifiziert Kazmierski Platons Zugang an der Atmung und erweist diese nicht nur als physiologisches, sondern auch als kosmologisches Ereignis (70): „Nicht der Mensch oder das jeweilige Lebewesen atmen in erster Linie, sondern es hängt der Atmungsvorgang an der zirkulierenden, kosmischen Bewegung der Luft, die in einem Zusammenspiel steht mit der Eigenbewegung der Leibeswärme. Daher können nach Platon Lebewesen auch dann atmen, wenn sie keine Lungen haben, indem die Leibeswärme in Verbindung mit der kosmischen Luftzirkulation das Ausströmen von Luft aus dem Leib und damit rückläufig das Wiedereinströmen durch denselben hindurch bewirkt. Alle Lebewesen haben so Anteil an der Atmung und stehen dadurch leiblich unmittelbar eingebettet in die kosmische Zirkulation der Luft. Der Leib tritt vor diesem Hintergrund wie überhaupt, was die sonstigen leiblichen Tätigkeiten angeht, als ein kosmisches Vehikel zu Tage. Das Lebewesen erscheint derart nicht nur als ein Teil der belebten Natur, sondern zugleich und unvermittelt als Teil des Kosmos selbst, sofern die Luftbewegung, in der die Atmung eingebettet ist, einen Hinweis gibt auf die sphärischen Urbewegungen des Kosmos.“ Bindet man den *Timaios* in die moderne Naturwissenschaft ein, (71–72) „dann ist das Ziel dieser Naturwissenschaft letztlich nicht nur, die Entstehung und das Werden des Universums zu erkennen und zu fassen, sondern, vielleicht auch anders, einzusehen, was das Universum *ist* und *dass* das Werden und Gewordensein des Universums nur ein Abbild derjenigen Sphäre darstellt, aus der die mathematischen Gesetzmäßigkeiten stammen, welche dieses Werden und Gewordensein in der Lage sind, zu beschreiben. [...] Sollte einst diese Perspektive eines kosmologischen, physikalischen, chemischen, biologischen, insgesamt naturwissenschaftlichen Entwurfs leitend werden, könnte sich, bei aller aus unserer heutigen Sicht im *Timaios* zu findenden Unwissenschaftlichkeit, zeigen, wie weitsichtig die in diesem Dialog präsentierte Blickbahn auf den Kosmos gewesen ist.“

Thorsten Fögen beleuchtet „Tiere als Schädlinge in der römischen Agrarschriftstellerei“ und eröffnet seinen Beitrag mit Ausführungen zum problematischen Begriff ‚Schädling‘ und dessen Synonymen (78–79): „Pointiert ließe sich sagen, dass ein Schädling ein Lebewesen ist, das zur falschen Zeit am falschen Ort ist. [...] Die Verwendung dieses Begriffes ist somit eine Frage der Perspektive, die in jedem Falle als anthropozentrisch eingestuft werden muss.“ Er konzentriert sich auf Cato (85: „vergleichsweise wenige Arten“) und Columella (98: „tierische Schädlinge in verschiedenen Kontexten“) mit Ausblicken auf Varro und Palladius (in

einer umfangreichen Appendix mit lehrreichen, nach Büchern gegliederten Auflistungen 101–106) und unter Berücksichtigung von Plinius maior (mit weiterführender Literatur n. 13). Zahlreiche gut gewählte Textauschnitte geben erhellenden Einblick in Fögen's systematische Ausführungen, der das Fazit zieht, dass Columella (99) „zu tierischen Schädlingen am meisten zu sagen hat.“ Abschließend erläutert er, welche bereits in der Antike angewandte Maßnahmen sich lange (zum Teil bis heute) gehalten haben, betont den römischen (100) „Pragmatismus, als dessen oberste Maxime die wirksame Vermeidung oder zumindest Begrenzung finanzieller Verluste definiert werden muss“, und listet eine Fülle von Autoren aus dem 16.–18. Jh. auf, die, (100) „wengleich nicht durchweg unter direkter Bezugnahme auf griechische oder römische Quellen“, alte Methoden aufgegriffen haben. Systematische Erarbeitung von Traditionslinien zwischen antiker Fachliteratur und der Hausväterliteratur sieht Fögen als Desiderat (cf. hiezu Christina Schaefer – Simon Zeisberg [Hg.], *Das Haus schreiben. Bewegungen ökonomischen Wissens in der Literatur der Frühen Neuzeit*. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2018. [Episteme in Bewegung. 13.] und die Rezension in *Wiener Studien* 132 [2019], 39–40: doi.org/10.1553/wst132\_rez).

„Varros *libri navales* – ein Missverständnis bei Vegetius“ ist eine der letzten, wenn nicht überhaupt die letzte Publikation des 2022 viel zu früh verstorbenen Boris Dunsch, in dem er eine Ansicht, die er 2012 vertreten hat, mit stichhaltigen Argumenten revidiert. Er kommt zu dem Schluss, dass das nur bei Vegetius genannte und auf eine Stufe mit Vergils *Georgica* gestellte Werk keinem der beiden Varrones zugeschrieben werden kann (115): „Es scheint, dass Vegetius hier einen Kontrast konstatiert, um nicht zu sagen, konstruiert, und zwar zwischen dem *ingenium* Vergils einerseits, das es dem Dichter möglich macht, auch komplexe Sachverhalte souverän auszuführen, und der *diligentia* Varros, also der Sorgfalt bei der Behandlung des Stoffes, andererseits. Auf diese Weise setzt Vegetius Varro in ein ähnliches Verhältnis zu Vergil wie Quintilian in der *Institutio oratoria* Vergil zu Homer.“ Dunsch glaubt, dass es sich bei den *libri navales* um ein Lehrgedicht gehandelt hat. Detailliert und mit viel Text analysiert er Vergils Wetterprognostik und Astrometeorologie, v. a. aber die im letzten Abschnitt von *Georgica* 1, 351–460 beschriebenen tierischen Verhaltensweisen (ausschließlich von Vögeln, jedoch nicht von Fischen, von denen Vegetius 4, 41, 5–7 aber auch schreibt). Der Servius-Kommentar erwähnt ein Varro-Fragment, das sich mit Vergil gut parallelisieren lässt, Varro Atacinus zugeschrieben wird und eine Arat-Adaption ist. Der Titel des Werks ist nicht überliefert; in den Handschriften findet man verschiedene Ablativ-Formen von Epimenides, der den Sieben Weisen zugerechnet wird, später konjiziert zu ‚Ephemeris‘, was inhaltlich zwar passen mag, aber methodisch nicht zu halten ist (124–125): „Allerdings geht es bei der Beurteilung einer Überlieferung nicht primär um persönliche Präferenzen, sondern um das, was in den Handschriften bezeugt ist. Wenn wir nämlich auch *epimedine* als eine Verballhornung des Eigennamens Epimenides auffassen, was sehr plausibel ist, kann man feststellen, dass dieser Eigenname sogar einhellig bezeugt wird. Ihn abzulehnen und durch eine Konjektur zu ersetzen, die einem besser gefällt, ist daher in ganz besonderem Maße begründungspflichtig. [...] Wenn man nun [...] Epimenides für ‚the Cretan sage and miracle-worker‘ hält, dann sieht man in der Tat nicht, wie der Name dieses Weisen einen passablen Titel für ein Werk der Art abgeben könnte, wie Varro es in Adaption der genannten Arat-Verse offenbar geschaffen hat. Wenn man jedoch bedenkt, dass Epimenides in der Antike auch mit Buzyges identifiziert wurde, also dem landwirtschaftlichen Kulturheros, dem insbesondere die Erfindung des Pflügens mit dem Ochsengespann zugeschrieben wurde, muss man konstatieren, dass sich seine Person auch gut als Titelgeber eines Gedichts mit landwirt-

schaftlicher Thematik eignen dürfte. [...] Aus dem Gesagten kann man den Schluss ziehen, dass der Titel *Ephemeris* für ein Gedicht des Varro von Atax nicht belegt ist und folglich künftig nicht mehr in Fragmentsammlungen und Literaturgeschichten verwendet werden sollte. Der Titel *Epimenides* ist zwar aus Mangel an anderweitigen Belegen für eine Verwendung dieses Namens als Werktitel nicht völlig sicher, sollte aber [...] an erster Stelle als möglicher Gedichttitel genannt werden, allenfalls noch durch ein Fragezeichen als unsicher markiert.“ Von Vegetius glaubt D u n s c h, dass der kaum mehr als die bei Servius zitierten Verse kannte, dafür aber Vergil und Vergil-Kommentare sehr genau (126): „Um nun mit Blick auf die Wetterzeichen nicht allein auf Vergils *Georgica* verweisen zu müssen, die er gut kannte, amplifiziert er sein Zitat durch einen Verweis auf Varro. Da, wie man vermuten darf, der Titel des Werkes in dem von Vegetius benutzten Vergil-Kommentar genau wie in der uns vorliegenden Kommentar-Tradition nicht genannt wurde, nennt er das Werk *libri navales*. [...] Zusätzlich mag Vegetius sogar von einer oder auch mehreren der Schriften *De ora maritima*, *De aestuariis*, *De litoralibus* und *Ephemeris navalis* des Reatiners etwas gehört haben; zwingend erforderlich ist dies natürlich nicht. [...] Im Ergebnis heißt dies, dass der Titel *libri navales* sehr wahrscheinlich eine Ad-hoc-Erfindung des Vegetius ist, die ihrem Erfinder vermutlich als durchaus plausibel und damit als *ben trovato* erschien.“

Wolfgang H ü b n e r stellt an den Beginn von „Das fünfte Buch der *Astronomica* des Manilius“ eine Aufbauanalyse der *Astronomica*, gefolgt von deren Verortung in der Lehrgedichtstradition, um zu seinem eigentlichen Thema überzuleiten (134): „Die zweite *Georgica*-Hälfte endet dann mit den summenden Bienen – so wie das fünfte Buch des Manilius die Charakter- und Berufstypen der vielen kleinen Leute auf der Erde schildert. So kehrt der Dichter in seinem dritten *descensus* auf die Erde zu der anfänglichen Kombination seiner beiden Vorbilder zurück, dem griechischen Lehrdichter Arat und dem römischen Klassiker Vergil.“ In der Folge wendet sich H ü b n e r den 33 extrazodiakalen Sternbildern auf Basis von Teukros von Babylon und unter Einbeziehung weiterer Texte (von der römischen Komödie – z. B. Terenz, *Andria* – bis zu den *Fasti*) zu und greift exemplarisch einige Paranatellonten heraus: die vier Jahrpunkte, die Wendepunkte, die Tagundnachtgleichen. Zahlreiche Abbildungen erleichtern den Nachvollzug der komplexen Inhalte, desgleichen kompakte Definitionen astronomischer Termini (Astrothesie, Enantiodromie). Bereits am Ende des vierten Buches hatte es ein (156) „Mikrokosmos-Finale“ gegeben, in dem Manilius an einem Diamanten und der Großen und der Kleinen Bärin die „Verschränkung von Groß- und Kleinsträumen“ realisiert (157): „Der Dichter Manilius hat bei Teukros von Babylon das hohe poetische Potenzial erkannt, das diese Kombinationen für seine Ekphrasen des Kosmos bieten. Er folgt zwar inhaltlich dieser astrologischen Quelle, doch kompositionell kehrt er mit dem Thema der Paranatellonten zu seinem griechischen Vorbild Arat zurück. Er verbindet die vielfältigen Formen der astrologisch gedeuteten Kleinwelt mit der stoischen Mikrokosmos-Idee, nach der bereits Vergil im Schlussbuch der *Georgica* die hohen Leistungen der winzigen, aber als göttlich empfundenen Bienen geschildert hat.“

Philipp K ö h n e r stellt in einem langen (56 S.), reich bebilderten und aus seiner Masterarbeit an der KU Eichstätt-Ingolstadt hervorgegangenen Beitrag „Nordafrika auf der *Tabula Peutingeriana*“ vor. Als Mitarbeiter des DFG-Projekts *Kommentar zur Tabula Peutingeriana* interessiert ihn die Passgenauigkeit von antiken Quellen (zu Geschichte und Geographie) zu der Landkarte. Als Basis dienen 452 in die neu aufgebaute Datenbank tp-online.ku.de eingegebene Toponyme unter Ergänzung antiker Belegstellen (aus Autoren, die [168] „schwerpunktmäßig Ortsinformationen liefern, vor allem also der Ravennat, das Itinerar, Ptolemaios,



Plinius, Strabon und Mela“) zuzüglich Kurzkommentare für die Planquadrate 1C1–8C1. Köhner beginnt mit einem knappen Forschungsüberblick und lässt darauf detaillierte Ausführungen zu Methode und (165) „Auswertung des Datenmaterials“ (mit übersichtlichen Tabellen) folgen. Die Projektgruppe geht davon aus, (164) „dass es sich bei der *TP* um die mittelalterliche Kopie einer aus der Antike überlieferten Weltkarte handelt, die das Produkt eines unbestimmten Kopierprozesses ist, dessen Zwischenstufen wir nicht kennen. Gerade deshalb müssen wir versuchen, die *TP* einerseits aus sich selbst heraus zu erklären und sie andererseits in den Kontext zu stellen zu den überlieferten historisch-geographischen Quellen, um zu überprüfen, welchen geographischen Wissensstand welcher Zeit die *TP* an bestimmten Stellen abbildet ganz nach der Frage: Was weiß wer wann über welchen Raum?“ Hier tritt zu Tage, (160) „dass sich der Raum Nordafrika stark aus Toponymen mit Ortsinformationen zusammensetzt. Darunter zählen die Toponym-Typen ‚Ortsname ohne/mit Symbol‘, ‚Symbol ohne Namen‘, ‚isolierter Name‘, ‚isoliertes Symbol ohne/mit Namen‘ sowie ‚ohne lesbares Toponym‘. Das Verhältnis zwischen Toponymen mit Ortsinformation und Toponymen ohne Ortsinformation beträgt dabei in Nordafrika 394 zu 58.“ Auffallend ist zudem (167) „die unterschiedlich hohe Toponym- beziehungsweise Informationsdichte. Im Hinblick auf Schriftbild und Ausfüllung des Raumes durch Vignetten oder andere platzeinnehmende Toponyme wie Berge, Flüsse oder Seen wirkt Nordafrika im Verhältnis zu Italien ‚leerer‘ und damit informationsärmer.“ Köhner arbeitet prozentuelle Übereinstimmungen zwischen der *Tabula* und den Vergleichsautoren heraus, etwa, dass Plinius weniger stark deckungsgleich ist als der Ravennat, woraus er eine gemeinsame Quelle für Letzteren und die *Tabula* ableitet und erläutert, (168–169) „dass Plinius – bis auf wenige Ausnahmen – hauptsächlich die Städte an der Küste Nordafrikas und weniger im Landesinneren nennt.“ Der Gesamtbefund zeigt, dass über 50% der Toponyme (169) „nur durch die *TP* oder maximal eine einzige weitere Quelle belegt“ sind. Überdies sind nicht alle Namen von Provinzen oder Landschaften, die man erwarten würde, verzeichnet. Das kann nicht nur mit verlorenen Kartenteilen argumentiert werden (175–176): „Sämtliche Hinweise zur Provinz- und Regioneneinteilung Nordafrikas auf der *TP* sind [...] in die frühe Kaiserzeit zu datieren, genauer gesagt *post* Caligula/Claudius und *ante* Septimius Severus. Es spricht jedoch nichts dagegen, dass frühere Grenzeintragungen ausgefallen und durch neue ersetzt wurden oder alte Markierungen aktualisiert wurden. Hinweise zur diocletianischen Neuordnung lassen sich dagegen nicht finden.“ Die tatsächliche Anzahl der verzeichneten Flüsse ist nur bei genauer Betrachtung festzustellen, weil nicht bei allen der Flussverlauf eingezeichnet ist. Von 18 Gebirgen haben nur drei einen Namen, was eine Identifizierung schwierig macht. An Ethnien werden deutlich weniger verzeichnet, als in den Quellen belegt sind, für die Streckenangaben ergibt sich (189) „kein einheitliches und regelhaftes Auftreten“. Chorographische Informationen gibt es nur zwei (in Übereinstimmung mit der Beatus-Karte resp. der Abschrift aus Saint Sever), Wildtiere und Fabelvölker fehlen (191): „Es scheint fast so, als ob die *TP* Nordafrika bewusst als urbanisierte, quasi vom Menschen, genauer den Römern, in Besitz genommene Region darzustellen versucht [...].“ Ein Sonderfall ist die dreifache Lokalisierung des Tritonsees (195): „In der antiken Literatur zeigt sich also eine gewisse Konfusion über die genaue Lage des Tritonsees. Interessanterweise scheint sich die *TP* nicht klar für eine der beiden Haupttraditionen entscheiden zu wollen, sondern spiegelt stattdessen die antike Konfusion wider.“ Daraus schlussfolgert Köhner (196–197): „Das parallele Aufführen mehrerer Lokalisationsmöglichkeiten könnte das Ergebnis des verändernden Kopierprozesses sein, der neue Impulse der Lokalisierung aufnahm, alte jedoch nicht entfernte. Eine bewusste Absicht, verschiedene Lokalisa-

tionsmöglichkeiten parallel darzustellen, ist alternativ denkbar beziehungsweise nur schwer widerlegbar.“ Küsten sind (197) „gekennzeichnet durch das *TP*-typische Wellenband der Küstendarstellung. Es reicht dabei gleichmäßig von Planquadrat 1C1 bis 4C5.“ Einzelne Buchten sind exakt eingezeichnet und belegen, dass es sich um mehr handelt als ein bloß dekoratives Element (nachvollziehbar illustriert 198, 200, 201, 204–205 und 207 im Vergleich mit dem *Barrington Atlas* und der Scheyb-Edition der *Tabula* aus dem Jahr 1753). Ans Ende stellt Köhner Karthago (209): „Rom und Karthago finden sich auf der *TP* in direkter Gegenüberstellung zueinander. Gleichzeitig wird Rom jedoch demonstrativ ausgeschmückt beziehungsweise hervorgehoben durch Sondervignette, Hafen sowie Farbgebung, während Karthago abgewertet wird durch die kleine und gedrängt wirkende Darstellung sowie die Bezeichnung als *Colonia*.“ Köhner hält es für denkbar, dass diese Ponderierung erst im Lauf der Zeit, in der Anpassung an die historische Entwicklung, erfolgte: Afrika wurde auf Kosten Roms (209) „zusammengedrängt“, (212) „die starke Häufung der stadtrechtlichen Charakterisierungen in Nordafrika [spricht] für eine schwerpunktmäßige römische Modifikation der Toponyme dieses Raumes.“ Köhner konstatiert (212) „keinen Anspruch auf geographische Vollständigkeit“, erkennt einen „römisch überformte[n] Raum“ und subsumiert (213): „Das Zielpublikum der Karte ist damit eindeutig römisch.“ Angesprochen wird die Oberschicht, keine Experten (213): „Damit lässt sich mit Blick auf die Zweckbestimmung der *TP* abschließend resümieren, dass diese Karte eben weniger gleichzusetzen ist mit dem ‚Atlas der Alten Welt‘ oder einem ‚Atlas der Legionäre‘, wie die *TP* gerne in populärwissenschaftlichen Abhandlungen bezeichnet wird. Sie ist eher als eine Art geographischer Brockhaus anzusehen, der das kollektive geographische Wissen seiner Zeit widerspiegelt, zugleich Archaismen und Widersprüche liefert und in den ein Vertreter der antiken Elite dennoch gerne einen interessierten Blick wirft, während er einen Strabon, Plinius oder Mela liest.“

Erwin Otto vom WVT sei herzlich für die Übersendung der drei hier besprochenen Bände *en bloc* – und den eigens in Auftrag gegebenen Nachdruck des Bandes 29 (2019) – gedankt, wodurch diese Sammelrezension und damit eine durchgehende Besprechung sämtlicher AKA-Bände seit 2017 in diesem Rezensionsorgan überhaupt erst möglich wurde (cf. Band 27 [2017] und Band 28 [2018] in *Wiener Studien* 131 [2018], 20–22 und 63–65: doi.org/10.1553/wst131\_rez; Band 31 [2021] in *Wiener Studien* 135 [2022], 5–9: doi.org/10.1553/wst135\_rez).

Sonja Schreiner

*Morborum et signa et causas praedicere curasque monstrare. La medicina veterinaria nel mondo antico e medievale. Atti del V Convegno Internazionale Monaco di Baviera, 29–31 marzo 2017, a cura di Lisa Sannicandro – Martina Schwarzenberger, coordinamento scientifico Klaus-Dietrich Fischer – Vincenzo Ortoleva – Maria Rosaria Petringa. Catania: Litterae Press 2019. (Commentaria Classica. Studi di filologia greca e latina. Supplemento. 5 [2018].) 445 S. Ill. ISBN 9788894227123 (digitale). ISSN 2283-5652 (<http://www.commentariaclassica.altervista.org>)*

Die Herausgeberinnen geben in ihrer „Introduziona“ einen Überblick über den Inhalt des umfangreichen, zunächst nach Epochen und dann nach Spezialdisziplinen gegliederten Ban-

des und erheben das Vegetius-Zitat im Titel zum Programm der veterinärmedizinischen Fachliteratur. Durchgehend ermöglichen englische Abstracts einen schnellen Zugang, gut sortierte Bibliographien ausführliche Vertiefung und viele Zitate, oft mit Übersetzungen, einen guten Eindruck von den präsentierten Werken.

Den ersten Großabschnitt, „La medicina veterinaria nel mondo antico“, bilden acht Beiträge in vier Sprachen: Antonio Ricciardetto schildert, illustriert durch eine detaillierte Tabelle (35–37), „Techniques d'élevage et soins réservés aux chevaux dans les archives de Zénon (III<sup>e</sup> s. av. J.-C.)“. Zenon war Apollonius' Privatsekretär, der wiederum Finanzminister von Ptolemaios II. Philadelphos war. Das knapp vor dem Ersten Weltkrieg entdeckte Archiv umfasst 1837 Dokumente, von denen zahlreiche Tiere und etwa 50 Pferde thematisieren (vom Phänotyp über Pferdegesundheit, Krankheiten und deren Therapie bis zu Stallbau, Ausstattung des Reiters und Verwendung der Pferde als Reit- und Zugtiere). Veterinärmedizinische Versorgung für die wertvollen Tiere war sichergestellt (28–30): „Dans les papiers de Zénon et dans les documents contemporains, on ne trouve pas de mention de vétérinaire (ἵππιατρός ou ἱπποίατρος), mais l'existence d'une 'taxe des hippiatres' (ἵππιατρικόν) [...] Dans un contexte militaire, les chevaux du roi confiés aux soldats étaient soumis à l'inspection d'un ἵπποσκόπος. [...] En conclusion, nonobstant le caractère officiel des archives de Zénon, chacun des papyrus examinés ici apporte un éclairage singulier sur l'intérêt pour l'élevage et les soins vétérinaires du cheval, animal plutôt rare, réservé à l'armée ou à des attelages de luxe, dans les couches supérieures de la population grecque d'Égypte au III<sup>e</sup> siècle avant notre ère.“

Klaus-Dietrich Fischer stellt „Mittel für die Behandlung kranker Nutztiere in der *Naturalis historia* des Älteren Plinius“ im (wiederholten) Vergleich mit Cato, Celsus, Dioskurides und Palladius (mit dankenswert viel Text und zahlreichen Rezepturen) vor. Fischers Fokus liegt auf *NH* 20–28 (mit ausführlichen Ausblicken auf weitere Bücher der *NH*) und der *scabies* bei einer großen Anzahl von (Bauernhof)tieren. Er kommt zu dem Schluss (41): „Bei meiner gelegentlichen Suche in der *Naturalis historia* war ich darauf aufmerksam geworden, daß Plinius ab und zu Mittel für kranke Tiere nennt, dieser Aspekt aber bisher noch nicht untersucht worden war. Das veranlaßte mich, entsprechende Stellen der *Naturalis historia* zu sammeln. Das für mich enttäuschende Ergebnis war die letztendlich geringe Anzahl einschlägiger Nachrichten, doch müssen wir akzeptieren, daß auch zumindest teilweise negative Ergebnisse einen Beitrag zur Forschung leisten. Immerhin wissen wir jetzt, nach den Stellen bei Plinius, die ich überprüft habe und zum Teil vorstellen will, daß wir die vorgeschlagenen Heilmittel oftmals auch anderswo, nämlich in der einschlägigen landwirtschaftlichen, veterinärmedizinischen oder pharmakologischen Literatur finden können.“

Isabelle Boehm widmet sich „Pratiques d'observation et pratiques de soin 'vétérinaires' chez Galien? L'exemple des narines“ unter komparativmedizinischer Perspektive mit zahlreichen Verweisen auf Xenophon, Apsyrtos und die *Hippiatrica Berolinensia*. Sie beginnt mit einem Abriss zu (Vivi)sektion und leitet dann zur Bedeutung der Nase für die Verabreichung von Medikamenten und zu terminologischen Fragen über (56): „L'observation du nez et des narines d'un côté, la pratique de l'administration de médicaments par les voies nasales de l'autre, ont une importance certaine autant dans le domaine de la médecine humaine que de la médecine vétérinaire. [...] Les termes anatomiques qui désignent le nez chez l'être humain, ou bien le museau ou encore la truffe pour l'animal, ont une histoire relativement complexe. En effet, la terminologie utilisée en anatomie humaine et en anatomie animale n'est pas systématique: la distinction entre humain et animal, qui nous occupe, n'est pas toujours

stricte.“ Krankheitszeichen und deren Therapie handelt Boehm ebenso ab wie die Nase als prägendes Charakteristikum des Gesichtsschädels jedweder Spezies. Sie kommt zu dem Schluss, dass bei allen Abstrichen, die beim tatsächlichen Austausch zwischen Veterinär- und Humanmedizin bei Galen zu machen sind, unzweifelhaft eine gemeinsame Wissensbasis vorhanden ist (81): „A défaut de véritables indices d'échanges entre Galien et le domaine vétérinaire, ces points communs à la fois dans le domaine de la terminologie, dans celui de la pharmacologie et dans celui des méthodes d'absorption des remèdes attestent d'un fond commun en savoirs, en pratiques, et vraisemblablement en ouvrages dans le domaine médical.“

Maria Rosaria Petringa schreibt „Sull'interpretazione di alcuni frammenti di medicina veterinaria nei *Cesti* di Giulio Africano“, konzentriert sich auf Rezepturen (mit zahlreichen signifikanten Textpassagen) und betont das Zusammenwirken von Wissenschaft, Aberglauben und Magie. Einleitend ordnet sie das Werk als (85) „opera miscellanea“, als (85–86) „rassegna di curiosità, *remedia*, o in altri termini *paradoxa*, in cui l'autore, come si evince dai frammenti attualmente rimasti, trattava principalmente di arte militare e di medicina (sia umana che veterinaria), ma probabilmente i *Cesti* abbracciavano in origine molti altri campi del sapere: agricoltura, pesi e misure, problemi letterari, botanica, zoologia, cosmetica e altro ancora.“ Sie betont die Wichtigkeit des Werkes in der Überlieferung – mit Abriss zur Überlieferungsgeschichte (86): „Estratti dei *Cesti* di Giulio Africano sono trasmessi nelle recensioni medievali della grande compilazione tardoantica di medicina veterinaria conosciuta come *Hippiatrica*.“ Zahlreiche Textanalysen lassen Rosaria Petringa einen roten Faden in den *Cesti* erkennen (95): „Cercare di evidenziare le finalità pratiche, che lo stesso autore si prefigge di perseguire di volta in volta nella sezione della medicina veterinaria attraverso la scelta di soluzioni apparentemente eterogenee, costituisce a mio avviso il fil rouge per la comprensione dell'intero trattato.“

Vincenzo Ortoleva würdigt in „Contributi inediti di Karl Hoppe al testo di Pelagonio (ancora a proposito di Pelagon. 237, '... eine Nuß zu knacken')“ Karl Hoppes philologische Leistung. Als Basis dienen ihm zwei Briefe (1929) und eine Postkarte (1936) an Wilhelm Carl Heraeus, die heute im Archiv des *Thesaurus linguae Latinae* liegen. In der Korrespondenz kommt einem von Ortoleva bislang nicht beachtetem Textzeugnis (Plin. *phys. Flor.-Prag.* 2, 30, 26) zum besseren Verständnis von Pelagonius 237 große Bedeutung zu. Die unedierten Autographen sind in einer Appendix (110–120) abgedruckt, als Transkript mit Übersetzung und faksimiliert. (Darin findet sich auch das Zitat aus dem Titel.) Der Beitrag gewährt einerseits Einblick in gelehrten Austausch, andererseits ist er ein Musterbeispiel für fruchtbare Archivarbeit und den Mehrwert von Wissenschaftsgeschichte für philologische Arbeit (inhaltlich wie textkritisch).

Valérie Gitton-Ripoll untersucht in „La littérature hippiatrice gréco-romaine, traductions et retraductions“ die Bedeutung von Übersetzungen und Rückübersetzungen und konzentriert sich auf Apsyrtos, Columella, Diogenes, Eumelos, Mago, Pelagonius, Vegetius und deren Querbezüge (121): „Le seul point incontestable est la chronologie relative établie à partir des références intratextuelles: Végèce cite Pélagonius, qui cite Columelle et Apsyrtus; ce dernier cite Eumélus. La seule datation sûre est celle de Columelle, qui a publié le livre 3 entre 60 et 65 ap. J.-C. La position d'Apsyrtus et d'Eumélus par rapport à Columelle est rien moins qu'établie. Nous avons choisi de laisser de côté tous les a priori chronologiques, dont nous montrerons qu'ils sont souvent infondés, et avons utilisé une autre méthode, celle qui se fonde sur les erreurs de transmission ou de traduction que l'on peut suivre sur plusieurs auteurs, et qui ne peuvent donc être imputées à la tradition médiévale. Il s'agit, sur un passage

donné, de convoquer tous les témoins, appelés *loci similes*, pour examiner les écarts entre ces textes, et, s'il y a erreur, la prouver et déterminer son sens. Cette méthode présuppose qu'il est plus probable que la bonne leçon précède l'erreur, due souvent à des accidents paléographiques, que l'inverse.“ Die Autorin kommt nach ausführlichen sprachlichen und inhaltlichen Analysen (unter Heranziehung von sehr viel Text) zu dem Schluss, dass die Chronologie über die griechisch-lateinische Sprachgrenze hinweg neu überdacht werden muss und dass es sich bei der Veterinärmedizin um eine schriftlich schon sehr früh bezeugte Disziplin handelt (148–149): „La médecine vétérinaire aurait ainsi circulé de la même manière que la médecine humaine, du monde grec vers le monde romain, en passant par Carthage, ce qui va à l'encontre des idées reçues; mais le genre hippiatrice n'est pas né dans l'Antiquité Tardive: les textes d'Ougarit conservent des extraits qui datent du premier millénaire av. J.-C. [...]. À cause de ces traductions dans l'un et l'autre sens, la littérature hippiatrice tend à former un ensemble composite dont il devient très difficile de déterminer la langue d'origine, sauf à mettre en évidence une faute de traduction.“ Zusätzlich machen grundsätzliche Feststellungen den Aufsatz zu informativer Lektüre für jede\*n an Einflussforschung Interessierte\*n, z. B. (136): „On ne peut utiliser l'argument de la longueur respective des deux textes pour faire de l'un la source et l'autre la copie.“

María Teresa S a n t a m a r í a H e r n á n d e z beleuchtet in „Léxico incomprendido en la *Mulomedicina Chironis*: análisis de conjeturas y propuesta de enmiendas“ Terminologiefragen, konkret das Vorkommen der Begriffe *habitas* und *canes* in den Kapiteln *De ydrofoba* und *De colliculo* auf Basis der Oder-Ausgabe (1901) und unter Bezugnahme auf griechische Medizin und antike Pferdemedizin, wodurch eine neue, bessere Deutung möglich wird. Ihr Beitrag ist zugleich eine Darstellung der Editions-geschichte der *Mulomedicina* und eine detaillierte Analyse der verwendeten Sprachregister (155): „La *Mulomedicina Chironis* sigue siendo, sin embargo, un reto para la investigación desde la perspectiva lingüística y particularmente léxica, y su terminología dista mucho de estar completamente aclarada. En este sentido, muchos términos necesitan todavía de interpretación, y falta un estudio completo que determine, entre otros aspectos, la incidencia de este tratado en el enriquecimiento del latín de la Veterinaria y los procedimientos utilizados para ello: adaptación de términos griegos y técnica de traducción, creación de neologismos, uso de vulgarismos...“ Nach ausführlichen Vergleichen kommt S a n t a m a r í a H e r n á n d e z zu dem Ergebnis (159): „Como consecuencia inmediata de todo lo expuesto, se concluye que el supuesto término latino *habitas*, hasta donde conocemos, no existe, y no procede, por tanto, que figure en el Thesaurus linguae Latinae.“ Hinsichtlich der zwischen *cruces* gesetzen *canes* erleichtern tabellarische Übersichten (164–165) den Nachvollzug der detailreichen Argumentation.

Marie-Thérèse C a m präsentiert „Les animaux qui piquent et qui mordent ou enveniment (Végèce, *mulom.* 2,141-149). Recherches de filiation“. Statistische Auswertungen und informative Gegenüberstellungen ausgewählter Textpassagen ergänzen den Beitrag, der eine Fülle von Bezugnahmen aufzeigt und zudem viel Textkritik bietet. C a m dokumentiert Parallelen zur zeitgenössischen Humanmedizin, ebenso zu Plin. *NH* 29, 59–102, Pelagonius, Columella, Celsus, Apsyrtos und Nikander. Sie zählt eine Fülle von Insekten und Schlangen auf und weist auf geschlechtsspezifische Unterschiede bei der Gefährlichkeit hin (183): „Les vétérinaires ont cependant conservé une observation des naturalistes, depuis Théophraste, distinguant mâles et femelles chez les animaux, particulièrement les animaux venimeux, et attribuant une virulence plus grande à la femelle [...].“ Wie heute auch (Bsp. Zeckenstich [richtig] vs. Zeckenbiss [falsch]) ist mangelnde Trennschärfe zu beobachten (186): „On remarquera

aussi que la distinction lexicale entre morsure et piqûre n'est pas systématique.“ Von besonderem Interesse in diesem Aufsatz ist die Wiedergabe medizinischer Behandlungsprotokolle (mit Tabelle 190–191), da dadurch ein Einblick in die Praxis möglich wird. Aufschlussreich ist die Zusammenfassung, die die Weiterentwicklung der schriftlichen Fassung im Verhältnis zur mündlichen Präsentation zeigt (206): „La présence d'une source vétérinaire écrite autre, hypothèse à laquelle j'adhérais au moment du colloque, se révèle compliquée à mettre en oeuvre et ne s'impose pas. En revanche, imaginer que Végèce avait un Pélagonius originel, un Chiron complet, eux-mêmes compilateurs de sources qui remontent à Caton, Celse, Columelle, Pline, et en ce qui concerne Chiron, une traduction littérale mais sélective d'Apsyrtos, s'avère opérant. De même les conseils avisés d'un homme de l'art, capable de renseigner l'auteur, de lui dire ce qui est tombé en désuétude, ce qui est couramment pratiqué, ce qui est préférable, ont peut-être guidé ses choix. Un manuel de médecine en latin, anonyme et de contenu vulgarisé, lui-même apparenté à Celse et Pline, était sans doute aussi à la disposition de Végèce. La notice iologique permet d'entrer dans l'officine de l'écrivain au travail: par la mise en ordre éditoriale, Végèce visait à donner ses lettres de noblesse à la branche cadette de la médecine.“

Das Mittelalter, „La medicina veterinaria nel medioevo latino“, behandeln die Herausgeberinnen: Lisa Sannicandro mit „Sulla tradizione manoscritta della *Mulomedicina* di Teodorico Borgognoni: problemi di classificazione di alcuni testimoni“ und Martina Schwarzenberger in „Theodoricus Cerviensis: Einige Übereinstimmungen und Unterschiede zwischen seinen Werken *Mulomedicina* und *Chirurgia seu Filia principis*“. Sannicandro stellt einleitend das Œuvre von Teodorico Borgognoni vor (incl. Datierung, Überlieferungsgeschichte und strukturellem Aufbau zuzüglich einer ausführlichen Kapitelübersicht 222–224). Sie konzentriert sich auf fünf Manuskripte, die sie detailliert vorstellt und 227–231 die inhaltliche Gliederung in einem ausgewählten Manuskript (*F* = Firenze, Bibl. Medicea Laurenziana, Med. Pal. 60) und der Molin-Edition von Jordanus Ruffus (1818) einander zu Demonstrationszwecken gegenüberstellt (231): „Come si può osservare, il testo tramandato dal manoscritto *F* presenta rispetto a quello di Ruffo secondo l'edizione Molin una serie di capitoli e di porzioni di testo aggiuntive (segnalate nella tabella), la cui fonte è l'*Albertusvorlage*. [...] L'ipotesi più plausibile, a nostro parere, è che ci troviamo di fronte a una compilazione anonima da Ruffo e dall'*Albertusvorlage*, opera anch'essa piuttosto diffusa, come abbiamo visto. Che si tratti di una compilazione lo si può desumere dalla struttura di molti capitoli.“ Eine Inhaltsübersicht zu *De chirurgia equorum*, der *Albertusvorlage*, folgt in der Appendix. Sannicandro fasst die Schwierigkeiten im Umgang mit der pferdemedizinischen Literatur konzis zusammen (232): „A conclusione del nostro contributo vorremmo osservare che lo studio della letteratura ippiatrica medievale presenta difficoltà notevoli, dovute innanzitutto alla mole immensa di materiale manoscritto e alla scarsità di edizioni critiche. Un problema ulteriore è costituito dal fatto che le informazioni sui singoli manoscritti contenute nei cataloghi delle biblioteche non sono sempre affidabili e necessitano pertanto di un'accurata verifica. A questi ostacoli si aggiunge l'alta instabilità di questi testi che, essendo utilizzati nella prassi quotidiana, erano soggetti ad ampliamenti, riduzioni e modifiche da parte dei copisti, che spesso ne erano i fruitori diretti. Il più delle volte l'editore di ippiatriche medievali ha a che fare con compilazioni, il che rende ognuno di questi scritti un vero e proprio mosaico di riprese e adattamenti, in cui non sempre è agevole districarsi.“

Auch Schwarzenberger, die ihre Resultate im Zug eines DFG-Projekts erzielt hat, beginnt mit einer Vorstellung der im Zentrum ihrer Ausführungen stehenden Werke, um sich

danach – mit viel Text – dem Vergleich von Theodoricus' veterinär- und humanmedizinischem Schrifttum (unter stetiger Bezugnahme auf Vorbilder, v. a. Vegetius) zuzuwenden. Dabei konzentriert sie sich auf Krankheitsbezeichnungen und Therapien (mit illustrativen Beispielen, konkret Fistel, Narkose, Fremdkörperentfernung und Sehnenverletzung). Sie kommt nach eingehender vergleichender Analyse zu dem Schluss, dass der Einfluss der (humanmedizinischen) *Chirurgia*, abgesehen von einzelnen Parallelen, die in erster Linie Krankheitsdefinitionen, allgemeine Therapieempfehlungen (insbesondere Ingredienzien von Rezepturen), aber auch die für Veterinär- wie Humanmedizin geltende Humoralpathologie betreffen, nicht allzu ausgeprägt sind, und erklärt das mit der stärker theoretischen Ausrichtung der *Chirurgia* gegenüber der praktisch ausgerichteten *Mulomedicina*. Humoralpathologie liegt – in unterschiedlicher Intensität – beiden Werken zugrunde, geht es doch stets um die Behandlung von Säugetieren (265): „Die im Beitrag ausgewählten Textstellen sollten exemplarisch aufzeigen, dass Theodoricus als Autor beider Werke, der *Chirurgia* ebenso wie der *Mulomedicina*, nicht nur das Grundprinzip der Humoraltherapie [...] zugrunde gelegt hat, sondern dass zumindest singular inhaltliche Parallelen zu finden sind. Sofern eine Erkrankung oder Verletzung in beiden Werken erscheint, wird sowohl auf pferdeheilkundlichem als auch humanchirurgischem Gebiet auf eine weitgehend ähnliche Vorgehensweise behandelt, lässt man die Wahl der Heilmittel im Detail außer Acht, welche wiederum nur gelegentlich Parallelen zeigt. Letztlich ist festzuhalten, dass, unter der Berücksichtigung einer nur zu chirurgischen Themen möglichen Vergleichbarkeit beider Werke, die Parallelen beschränkt sind auf das zugrunde liegende Prinzip der Humoralpathologie und teilweise ähnlicher Vorgehensweisen mit einzelnen identischen Heilmitteln. Weitere Überschneidungen sind dagegen nicht gegeben.“

„La ricezione in area araba e armena“ behandeln drei Beiträge: Corentin Dewez und Anne-Marie Doyen-Higuet stellen „L'hippiatre Théomnestos: du grec à l'arabe et de l'arabe au grec“ vor. Ausführliche Tabellen, in denen griechische und arabische Passagen einander gegenübergestellt werden, übersichtliche Listen, in denen Autoren, die von ihnen behandelten Themen (und besprochenen Körperregionen und Organe) und zitierte Quellen in arabischen Übersetzungen zusammengestellt sind, und ein umfangreicher Annex (310–326), in dem die arabische Übersetzung den griechischen Fragmenten (nicht nur aus Theomnestos, sondern auch aus Apsyrtos) gegenübergestellt ist, ermöglichen neben einer Synopse der vielfältigen Inhalte insbesondere die Bestimmung besonders einflussreicher Texte und selbstverständlich die Fokussierung auf konkrete medizinische Problemlagen. Die arabische Theomnestos-Übersetzung erweist sich als Spezialfall in der griechischen veterinärmedizinischen Literatur, verkompliziert noch zusätzlich dadurch, dass die Originaltexte verloren sind. Aus den erhaltenen Fragmenten (4. Jh.) und der Übersetzung (9. Jh.) lässt sich ein Gesamtbild rekonstruieren, das noch hinter das *Corpus Hippiatricorum Graecorum (CHG)* zurückgeht. Der Beitrag zeigt neben der Weitergabe des Fachwissens des Theomnestos vom Griechischen ins Arabische, ausgedrückt in zwei Sprachen und zwei Jahrhunderten, die Wirkungsmacht des griechischen Pferdemediziners auch aus zwei Forschungsperspektiven, einer arabistischen und einer gräzistischen, repräsentiert durch die zwei Verfasser\*innen.

Veronika Gobel analysiert „Die Beschreibung der Epilepsie im *Kitāb al-bayṭara* von Muḥammad ibn Ya'qūb ibn aḥī Hizām al-Ḥuttālī und ihre Überlieferung“ und eröffnet ihren Beitrag mit der Typologisierung unterschiedlicher Ausprägungen der Epilepsie (symptomatisch, idiopathisch) und deren besonderer Stellung als ‚heiliger Krankheit‘ in der (humanmedizinischen) Literatur, um sich dann (den generell relativ seltenen) Anfällen bei Pferden zuzuwenden. (Mehr zu unterschiedlichen Bezeichnungen in der Veterinärmedizin bietet das Kapi-

tel „Terminologie“ 349–353.) Diese – etwa im Vergleich mit dem Hund – wenig ausgeprägte Häufigkeitsverteilung hat mit der höheren Krampfschwelle von Huftieren zu tun und schlägt sich im *Kitāb al-bayṭara* darin nieder, dass Epilepsie nur an zwei Stellen Thema ist. Vergleiche mit Vegetius, Theonnestos und dem *CHG*, gefolgt von Übersetzungen sämtlicher Passagen ins Deutsche (334–336 und 340–341), ermöglichen detaillierte Einblicke in die Darstellungstechnik gleich mehrerer Fachvertreter. Parallelen zur Humanmedizin liegen vor allem in den Schilderungen therapeutischer Möglichkeiten vor. Im Mittelalter des Okzidents (z. B. bei Jordanus Ruffus oder Johan Alvarez de Salamiella) spielt die Epilepsie in der sogenannten ‚Stallmeisterliteratur‘ abweichend von der Humanmedizin und auch noch der spätantiken Tierheilkunde eine nur noch untergeordnete Rolle.

Jasmine D u m - T r a g u t entwirrt „*Bewerḥas, Asahar* und *Ṛaysay* (Nageltritt). Lehnübersetzung, Neologismus und korrupte Entlehnung. Das Tohuwabohu von Krankheitsbezeichnungen in armenischen pferdeheilkundlichen Manuskripten“ und setzt mit dem aktuellen Stand der medizinischen Terminologie im Verhältnis zum Alltagssprachlichen Gebrauch ein (359): „Rein linguistisch betrachtet, setzt sich die heutige wissenschaftliche Terminologie der Medizin bzw. Veterinärmedizin zum Großteil aus lateinischem und griechischem Wortgut zusammen; als Terminologie ist sie internationalisiert und hat auch die im Alltagswortschatz der verschiedenen Sprach(stufen) verwendeten Begriffe in der Fachsprache verdrängt. [...] Der Bedarf nach neuen Termini hat sich auch in der Entwicklung der Medizin nachfolgend am Griechischen und Lateinischen bedient. Heute ist es weltweit üblich, sich in der medizinischen Fachsprache dieses normierten lateinisch-griechischen Wortschatzes zu bedienen. Anders aber sind in den jeweiligen Nicht-Fachsprachen, d.h. den Alltagssprachen, ursprüngliche oder auch entlehnte oder lehnübersetzte Wörter für anatomische Bezeichnungen, aber auch für Heilmittel und Krankheiten verbreitet. Diese reflektieren mitunter kulturell geprägte oder areale Phänomene, die sich durch die Motivation der Benennung unterscheiden können, wie beispielsweise die unterschiedlichen volkssprachlichen Benennungen für den Strahl des Pferdehufes, im arabisch-geprägten Raum als ‚Adler‘, im griechisch-geprägten Raum als ‚Frosch‘ oder besonders die Farbbezeichnungen von Pferden.“ Ihr Fallbeispiel ist armenische Terminologie, die wiederum hellenistische Ursprünge hat, und die (362) „Schaffung armenischer Neologismen“, die die Verständlichkeit für breite Leserschichten sicherstellen sollte (illustriert durch eine gut verständliche Zielgruppenorientierung 375). 366 stellt D u m - T r a g u t in einer übersichtlichen Tabelle hippiatrisch-hippologische Werke (13.–18. Jh.) zusammen, um in weiterer Folge die Etymologie der Termini zu analysieren und Lehnwörter, Lehnübersetzungen und Fremdwörter zu bestimmen. Beschreibung nach Symptomatik ist im Regelfall vorrangig gegenüber Krankheitsbezeichnungen (mit statistischer Auswertung 375). Der starke Trend zur Komparativmedizin und zum Verständnis einer Heilkunde für alle Spezies zeigt sich nicht zuletzt im Pferdeheilkunde aus Sivas (1501), das noch unedierte und eine (377) „in ein humanmedizinisches Werk eingebundene Abhandlung“ ist. Die armenischen Texte erfüllen die Funktion eines Bindeglieds zwischen Orient und Okzident und führen zu einer Symbiose pferdemedizinischen Wissens aus beiden Weltteilen.

Der vierte und letzte Abschnitt ist „*Zoologia e falconeria*“ gewidmet: Pietro L i C a u s i schreibt über „*Livestock Breeding and the Cultural Construction of the Mule in the Greco-Roman World*“. Sein Beitrag geht in eine etwas andere Richtung als der Rest des Bandes, (383) „since it considers the question of the care of the equids in anthropological rather than practical terms. Only in a very broad sense will it deal with the hippiatric practices of the ancients [...]. More specifically, one purpose of this paper will be to show how some of the



zoo-technical practices implemented by the ancients to achieve the forced coupling of mares and donkey studs can also be read as ‘zoo-poietic’ strategies.“ Der Terminus *zoo-poiesis* geht auf eine Prägung des Zooanthropologen Roberto Marchesini in den 1990er-Jahren zurück und bezieht sich auf die kulturelle Konstruktion von Tieren, was bei Hybridkreuzungen besonders deutlich zu Tage tritt. Dazu spannt Li Causi einen weiten Bogen von Aristoteles, Aelian und Aesop bis zu Varro, Plinius maior und Favorinus (mit vielen gut ausgewählten Textpassagen) und kommt zu dem Schluss (404–405): „In the light of these conceptions, the mule is not only a multi-functional and efficient ‘living tool’ but, because of the objective difficulties in its ‘manufacture’, it is both a tangible measure of wealth and a status symbol. Against the background of this animal’s economic value, it seems that its mere existence is implicitly perceived as a threat to the moral order established by nature, especially because it is seen as a living artefact produced by human τέχνη, or even by human violence. [...] In the light of all this, it becomes clear that the livestock breeding strategies aimed at ‘manufacturing’ the mule not only have a utilitarian goal, but also need to achieve, from a zoo-poietic perspective, the artificial assimilation of what is dissimilar and unequal by nature.“

Joaquín Pascual-Barea schreibt über „La selección del asno garañón en la Antigüedad“ und kommentiert wichtige griechische und lateinische Texte (1.–7. Jh.) zur Auswahl des Eselhengstes für die Maultierzucht (Varro, Columella, Palladius, *Mulomedicina Chironis*, eine Auswahl aus dem *Corpus Hippiatricorum Graecorum*, Apsyrto’s *Geoponica*, Aristoteles und Isidor von Sevilla). Den Fokus legt er auf Herkunft, Fellfarbe und körperliche Eigenschaften, untermauert seine Darstellung mit aussagekräftigen Textpassagen, stellt eine Fülle von Spezialterminologie vor und subsumiert (423–424): „El criterio más importante para elegir un buen garañón en la Antigüedad siempre debió de ser su aspecto físico, principalmente que fuera grande y fuerte, lo que valía tanto para montar bien a la yegua como para engendrar asnos que heredaran esos rasgos. Si Varrón podía aconsejar sus propios asnos de Rieti es porque reunían de hecho esas características y engendraban buenas mulas, aparte del interés personal que le iba en su venta a los desorbitados precios que refiere. Pero los asnos de Arcadia y los de Rieti solo debieron de comercializarse habitualmente en la península griega del Peloponeso y en Italia respectivamente. Para la cría de mulas, Columela, Apsirto y Paladio aconsejaban los de color negro y los rojizos (incluyendo castaños y pardos), que eran los colores característicos de muchos asnos europeos de gran tamaño, mientras que desaconsejaban los de color gris claro – en lo que disiente Paladio – porque generalmente correspondían a los característicos asnos norteafricanos de pequeño tamaño, aunque muy útiles en el campo y en otros trabajos. Como es habitual, las enseñanzas de Columela, quien pudo haber escrito spadicis en lugar de magilis para referirse al asno rojizo, superan a las de Varrón, y son resumidas y adoptadas con ligeros cambios y errores por Paladio y por el autor de la *Mulomedicina Chironis*. Apsirto, entre otras doctrinas, refiere los mismos consejos de Columela sobre los colores que debe tener el asno garañón y los que deben evitarse, y desarrolla aún más la descripción de los rasgos físicos propios del buen garañón, sin duda porque también en el ámbito griego este fue un criterio mucho más importante que su color, y sobre todo que su lugar de origen.“

Baudouin Van den Abeele stellt „Le *Moamin* illustré de Vienne (circa 1300): les soins des faucons malades“ vor (mit detaillierter Inhaltsangabe der fünf Bücher 428–429). Das in der Hofjagd- und Rüstkammer des Wiener Kunsthistorischen Museums aufbewahrte Manuskript analysiert Van den Abeele kodikologisch, wobei er die untrennbare Verbindung von Text, Initialen und Miniaturen betont (435–436): „Le rapport entre texte et image

est complexe dans le *Moamin* de Vienne. On ne peut parler d'une traduction visuelle du contenu du chapitre, car les chapitres sont, bien entendu, autrement plus riches que ne pouvait l'exprimer un peintre dans un aussi petit espace au sein d'une initiale historiée. Le miniaturiste était tributaire de son informateur, qui a noté de brèves formules dans les marges, avec un degré de fidélité ou d'adéquation variable. [...] Mais en dépit de cette qualité luxueuse du codex de Vienne, des disparates assez surprenantes y ont été relevées. C'est le cas d'une part dans le travail d'illustration mené sur le texte, qui a procédé non sans essais et erreurs. D'autre part, la qualité du texte lui-même n'est pas irréprochable non plus, car des omissions, répétitions ou transformations de mots viennent de temps à autre obscurcir le sens des chapitres. Il faut donc terminer sur un bémol: une copie de luxe ne livre pas nécessairement un texte de première qualité, ni une iconographie sans défauts.“ Der älteste erhaltene Textzeuge aus dem *Liber Moamin falconarii* gibt als illustrierte Übersetzung aus dem Arabischen für Friedrich II. von Hohenstaufen beredten Einblick in die zeitgenössische Falknerei – mit der doch sehr speziellen Schwerpunktsetzung auf der Behandlung erkrankter Greifvögel (429): „Comme on le constate par le résumé de ses parties, la matière vétérinaire occupe la majeure partie de ce texte, soit les livres 2, 3 et 5, totalisant 83 des 101 chapitres du traité.“

*Morborum et signa et causas praedicere curasque monstrare* hat interessierten Leser\*innen deutlich mehr zu bieten als Rezepturen, Therapievorschläge und Krankheitssymptomatik; vielmehr gewährt der umfangreiche Sammelband Ein- und Übersicht in ein bedeutsames Gebiet der Fachliteratur: In den letzten Jahrzehnten hat sich die Veterinärmedizin zu einer hochspezialisierten Wissenschaft mit einer Fülle von Tierwohl und -gesundheit fördernden Hightech-Komponenten entwickelt. In vielen Bereichen (von der internen Medizin bis zur Onkologie) ist die Veterinärmedizin stark komparativmedizinisch ausgerichtet und wirkt mit diesem Multispeziesansatz ganzheitlich in die Gesellschaft hinein – gemäß der zentralen Maxime „Geht es den Tieren gut, geht es den Menschen gut“. *Morborum et signa et causas praedicere curasque monstrare* zeigt ein wichtiges Stück dieser Tradition und erweist sie als zukunftsweisenden Zugang.

Sonja Schreiner

Torben Behm, *Städte in Ovids Metamorphosen. Darstellung und Funktion einer literarischen Landschaft*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2022. (Hypomnemata. 212.) 408 S. ISBN 978-3-525-31139-4. ISSN 0085-1671

Behm versucht, wie er selbst in der übrigens angenehm kurz und unprätentiös gehaltenen Einleitung (8–32) zum Ausdruck bringt, ein Desiderat der Ovidforschung zu erfüllen: die umfassende Untersuchung von Darstellungsweisen und Funktionen von Städten in Ovids *Metamorphosen*. Als Werkzeug kombiniert er für seine Untersuchung das auf Irene de Jong zururckgehende Konzept von *settings* (Schauplätzen, Handlungsorten) und *frames* (Hintergrundraumen) mit der von Birgit Haupt skizzierten Trias von Anschauungsraum, Aktionsraum und gestimmtem Raum (26–32). Das ist im Prinzip narratologischer *state of the art*, freilich handelt Behm sich, wie er abschließend (362) auch andeutet, mit dem Hauptschen Modell auch dessen Schwächen ein, nämlich (1) eine berscharfe Trennung in Anschauungs- und Aktionsraum (die beiden sind ja nur die Extrempunkte einer das Wie der textimmanenten Raumerzeugung beschreibenden Achse, und meistens liegt in den Texten eine Mischform aus

beiden vor) und (2) eine nicht dazu passende, auf anderer Ebene angesiedelte dritte Kategorie (denn sowohl Anschauungs- als auch Aktionsraum können „gestimmt“ sein). So tendiert die Untersuchung ein wenig dazu, Dinge, die gewöhnliche Leser\*innen holistisch erfassen, in der Theorie geschuldete Kategorien zu zerteilen. Mehr Schaden als eine gewisse Unhandlichkeit erwächst daraus allerdings nicht, und es ist B e h m auch gelungen, dieser durch die Art seiner Darstellung ganz gut entgegenzuwirken; nur punktuell zwang der gewählte Raster dazu, das eigentlich Spannende in einer Fußnote zu verstecken (z. B. 149 mit Anm. 150).

Gleich vorweg: Dem Buch ist eine große Anzahl positiver Aspekte zu attestieren, denen gegenüber eine Handvoll kleiner, manchmal bagatellärer Lapsus nicht sehr in Gewicht fällt. Dass dennoch ein Grundsatz einwand bestehen bleibt, ist nicht unbedingt dem Verfasser anzulasten, kann aber immerhin als Ausgangspunkt für weiterführende Gedanken dienen.

Im Einzelnen: B e h m verfolgt das Ziel, Ovids *Metamorphosen* im Licht seiner Fragestellung unter allen Gesichtspunkten umfassend zu untersuchen. Was Leserinnen und Leser dieses Buches daher in erster Linie geboten bekommen, sind detaillierte Zusammenfassungen all jener Geschichten, in denen Städte vorkommen, mit reichen und zuverlässigen Literaturverweisen und übersichtlichen Auswertungen hinsichtlich der Fragestellung. Dabei gelingt eine Reihe von guten Beobachtungen: die Ungreifbarkeit Thebens in der Perikope von Athamas und Ino, welcher die Schilderung der Unterwelt als römischer Stadt gegenübersteht (88–100); die Parallelen zwischen dem Schiffbruch des Ceyx und dem Fall Trojas (171–181); die Reduktion Trojas auf die Eigenschaft der zum Untergang bestimmten Stadt (186 und 230–236); der rural-sakrale Charakter des urtümlichen Rom (276), das auch in seiner weiteren Entwicklung auf wenige wesentliche Elemente (Tiber, Kapitol, Palatin) reduziert erscheint (356–359) und insgesamt keine Vorrangstellung unter den Städten in den *Metamorphosen* beanspruchen kann (367–369), aber als Kontrast etwa zur elegisch-friedlichen Lebensform des Aesacus dient (186–187) – die Beispielreihe ließe sich ausdehnen. Als gemeinsame Merkmale der ovidischen Städte, und zwar sowohl der ‚großen‘ (Theben, Athen, Rom) als auch der ‚kleineren‘, nur punktuell in den Fokus tretenden, arbeitet B e h m etwa folgende heraus: (1) geringe Präsenz als Anschauungsraum, (2) Reduktion auf die Stadtmauern mit ihren Toren als Grenze zwischen ‚drinnen‘ und ‚draußen‘, welche diversen Figuren erlauben, sich ‚hinein‘ oder, häufiger, ‚hinaus‘ zu bewegen (wobei das ‚Drinnen‘ in der Regel für den Bereich der Ordnung, das ‚Draußen‘ für die Sphäre des Ungeordneten steht), und (3) den Umstand, dass Städte oft Ziel einer Bedrohung sind (363–367).

Das sind durchaus plausible, in dieser Form zuvor wohl nicht zusammengestellte Resultate, angesichts derer man über einige kleinere Versehen gern hinwegsieht: Wenn Ovid die Apotheose des Romulus vom Marsfeld auf den Palatin verlegt, dann verlegt er sie nicht aus der Stadt hinaus – eher im Gegenteil (273); überdies liegt auch das Marsfeld nicht auf der rechten Tiberseite (241); zu Ovid *Met.* 7, 431–432 wird nicht unplausibel auf Stat. *Theb.* 8, 227–228 verwiesen, aber man hätte doch eher an den Schluss von Hor. *Carm.* 4, 15 gedacht (145); das berühmte Bleirohrgegnis beim Selbstmord des Pyramus verweist natürlich in klotzig-abstruser Weise auf römische Lebenswelt, aber nicht partout auf die Stadt Rom (108); und ob Sätze wie „Cadmus erblickt die umherlaufende Kuh als ein zunächst bewegliches Element des Anschauungsraums“ (68) unbedingt sein müssen, kann man hinterfragen. Manches wäre auch interpretatorisch zur Diskussion zu stellen: Wieso ist die Vermutung des Cadmus, die Tötung des Mars-Drachens und das Aussäen seiner Zähne sei die Ursache des tragischen Schicksals der Cadmuskinder, aus der Sicht des Erzählers eine Fehleinschätzung (102)? Zerstört Minerva Arachnes Bildteppich wirklich aus Neid oder doch eher aus Belei-

digtheit aufgrund der dargestellten Inhalte (126)? Liegt beim Seesturm des Ceyx eine Inversion eines „der zentralen Gedanken, die dem vergilischen Seesturm zugrunde liegen“ (181) vor, weil Ovid auf den Fall Trojas vorausverweist, Vergil aber auf die Gründung Roms, oder weist Vergil doch eher auf den Fall Trojas zurück (und beide Autoren also auf dieselbe Sache)? Und sollte man ernsthaft von einer „zentrifugalen Tendenz“ der Erzählung in Relation zum Stadtraum sprechen, weil sich Passagen wie das *armorum iudicium* oder der Tod Achills außerhalb der Mauern abspielen (wo auch sonst?), zumal Gleiches dann auch für fast die gesamte *Ilias* gelten müsste, deren minimalem Raum doch kaum jemand Zentrifugalität attestieren wird?

Viel schwerer aber wiegt ein grundsätzliches Problem. Wie man beim Lesen ergebnisarmer Passagen (z. B. Sintflut 44–48; Cadmus 59–71; etc.) feststellen muss und wie B e h m auch gelegentlich selbst eingesteht – es spricht für die Zähigkeit des Verfassers, dass dies, wenn ich richtig sehe, erst auf S. 261 geschieht –, spielen Städte in den *Metamorphosen* über die oben skizzierten, doch recht beschränkten Funktionen hinaus einfach keine Rolle: jedenfalls keine so bedeutende, wie man sie *a priori* vielleicht erwarten hätte können. Dies deckt sich mit dem allgemeinen Leseindruck unbefangener Rezipient\*innen wohl ebenso wie beispielsweise mit Christoph Ransmayrs bekannter Verarbeitung des Werkes (*Die letzte Welt*, 1988), die mit der Auflösung der „eisernen Stadt“ Tomi in eine alles überwuchernde Natur endet – und auch B e h m selbst trägt dem Umstand Rechnung, indem er als Umschlagbild für sein Werk just eine in erster Linie rurale Darstellung wählt. Und so zeigt sich ein prinzipielles Problem, das sich polemisch etwa wie folgt zuspitzen lässt: Als Ergebnis einer naturwissenschaftlichen Untersuchung mag „null“ ein sinnvolles, vielleicht sogar spannendes Resultat sein. Kommt hingegen bei einer literaturwissenschaftlichen Untersuchung „nichts“ (oder etwas diesem Nahekommendes) heraus, bedeutet das in der Regel, dass entweder die Methode falsch war oder, häufiger, die Fragestellung unzulässig, weil sie auf eine der zahllosen Lücken zielte, die das Wesen von Texten im Unterschied zum unendlichen Kontinuum der realen (oder, wenn man so will, aktuellen) Welt ausmachen.

Nun wäre es ungerecht, zu behaupten, B e h m s Studie habe „null“ als Ergebnis erbracht; und selbstverständlich kann man einwenden, dass es doch immerhin hilfreich ist, solch eine Lücke in der mentalen Welt der *Metamorphosen* einmal festgestellt und klar umrissen zu haben. Aber musste dazu ein ganzes Buch geschrieben, mussten die 15 Bücher der *Metamorphosen* vollständig abgearbeitet und vor den Augen des Lesers und der Leserin durchexerziert werden? Ein Desiderat der Ovidphilologie ist zweifellos erfüllt worden, ein noch größeres aber hätte B e h m erfüllt, wenn er die relative Bedeutungslosigkeit von Städten kurz demonstriert und sich auf dieser Basis weiterführenden Fragen gestellt hätte: Was bedeutet es, wenn in einer Kultur, in der die Zugehörigkeit zu einer Stadt zu den grundsätzlichsten Bestandteilen der Selbst- und Fremdentifikation eines Menschen gehört und in der selbst das Erzählen von Geschichten fast automatisch an Städte geknüpft ist, eine ‚Weltgeschichte‘ formuliert wird, die das Element ‚Stadt‘ so auffällig verdrängt? Wie passt das zu einem Autor, den man doch – salopp formuliert – als Stadtmenschen *par excellence* einschätzen möchte und den man sich nur mit einer gewissen Komik (in Tomi: Tragikomik) in ein ländliches Milieu versetzt denken kann? Wie ist die Inurbanität der *Metamorphosen* in Relation zu ihrem Konterpart im großen ovidischen Diptychon, den *Fasti*, zu sehen, wo die ‚chronologische‘ Geschichte *ad mea tempora* ins ewige Kreisen des römischen Kalenders mündet? Im vorliegenden Buch hat sich B e h m als guter Kenner der *Metamorphosen* und der um sie gerankten philologischen Literatur erwiesen. Vielleicht ist es erlaubt, den Wunsch nach einem zweiten

Band auszusprechen, der Fragen wie die eben skizzierten behandeln könnte und den man dann wohl mit (noch) größerem Vergnügen lesen würde?

*Gottfried Eugen Kreuz*

Reiner Sörries, *Die älteste Kirche der Welt. Christliche Predigtstätten, Versammlungsräume und Kirchen vor Konstantin*. Köln: Böhlau 2023. 200 S. 44 Schwarzweißabb. ISBN 978-3-412-52685-6

Der Titel des Buches ist etwas verwegen, allerdings stellt der Autor gleich zu Beginn klar, dass die Frage nach der ältesten Kirche schon deshalb nicht beantwortet werden kann, weil der Begriff Kirche (ἐκκλησία) sowohl die Gemeinschaft der Gläubigen als auch das Gebäude bezeichnet und die Jünger erst nach dem Wirken von Barnabas und Paulus in Antiochia Christen genannt wurden (Apg. 11, 26). Bis dahin hatte man sie auch nicht von den Juden unterschieden. Außerdem unterlagen die Anfänge der christlichen Versammlungsräume einem Entwicklungsprozess, bei dem besonderes Augenmerk auf den Osten zu legen ist. Zu Beginn traf man sich an halböffentlichen oder öffentlichen Orten, wie z. B. Synagogen, die die notwendigen Voraussetzungen für die Zusammenkünfte, das Gebet und das Brotbrechen erfüllten. Die weit verbreitete Idee der Hauskirche (besser *domus ecclesiae*, Haus der Kirchengemeinde), deren bedeutendstes Beispiel wohl Dura Europos in Syrien lieferte, lehnt Sörries strikt ab. Er denkt vor allem wegen der an der eben zitierten Stelle der *Apostelgeschichte* erwähnten, bald relativ großen Personenzahlen an die Kirche als Verein mit eigenen Scholae wie etwa in Kourion (Zypern), wobei dieser Gebäudekomplex auch erst Ende des 4. oder Anfang des 5. Jh. entstanden ist. Vielleicht sollte man überhaupt einfach nur von christlichen Versammlungsräumen sprechen.

Insgesamt wirft der Autor viele Fragen auf, so etwa jene zur Entstehung der christlichen Wandmalerei außerhalb der Katakomben (30). Belege dafür kann er allerdings kaum liefern.

Fallweise sind die Deutungen der Einzelbefunde sehr gewagt, z. B. im Fall des so genannten Hauses der Eirene in Philippopolis/Plovdiv (Bulgarien), wo sogar mit einer *piscina* spekuliert wird, wobei die neue Literatur (Renate Johanna Pillinger – Alexander Lirsch – Vanja Popova [Hg.], *Corpus der spätantiken und frühchristlichen Mosaiken Bulgariens 1–2*, Wien 2016. [Denkschriften der phil.-hist. Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. 483. = Archäologische Forschungen. 25.], 174–198) gar nicht in Betracht gezogen wird. Genaueres zu dem achteckigen Wasserbecken findet man dort (184).

Diese teilweise Nicht-Beachtung neuerer Literatur zieht sich durch das gesamte Werk, so etwa auch bezüglich der Ausgrabungen unter St. Peter in Rom, zu denen in Anm. 68 bloß auf die umstrittene Publikation von Margherita Guarducci aus dem Jahr 1967 verwiesen ist.

Im Kapitel ‚Höhlenkirchen‘ stoßen wir sogar auf den Titel unserer Publikation *World’s oldest Christian Church* (46–47 und Anm. 139), der offensichtlich aus jordanischen Zeitungen stammt und die vermutete [!] Höhlenkirche von Rihab bezeichnet.

Interessant ist ferner die S. 60 formulierte Meinung, dass „als jüdisch deklarierte Synagogen grundsätzlich auch christlich sein konnten“, da die Menorah nicht als ausschließlich jüdisches Symbol verstanden werden darf. In diesem Sinn hinterfragt Sörries sogar die Synagoge in Ostia.

Nach der Betrachtung der literarischen Quellen, wie der *Didascalia Apostolorum* und der *Apostolischen Konstitutionen* (72–75) werden einzelne Kirchenkomplexe, von Dura Europos

und Meggido angefangen bis hin zu den sogenannten Titelkirchen in Rom, abgehandelt. Bezüglich der Kirchen von Aquileia sei verwiesen auf Christoph Ulmer, *Der Dom von Aquileia 1–2. Einführung und Ausführung*. Münsingen 2022.

Große Schwierigkeiten bereitet auch die spezifische Benennung der einzelnen Kirchen der Folgezeit, etwa als Basilika. Anschließend wird kurz auf Totengedenkstätten bis hin zu den Katakomben eingegangen.

Danach wird die Taufpraxis abgehandelt, ausgehend von Dura Europos über die Grabplatte von Aquileia (wo übrigens der Heilige Geist auf den Täufling herabkommt [φωτισμός]) bis zur Katakombenmalerei, die in der Regel nicht die Taufe Jesu zeigt, da nirgendwo Johannes der Täufer erkennbar ist. Höchst fragwürdig sind auch die zitierten Bleibottiche in England.

Am Ende stehen ein Anhang mit Literatur, Quellen und Ortsregister. Insgesamt handelt es sich bei der vorliegenden Publikation um ein sehr gewagtes Unterfangen.

*Renate Johanna Pillinger*

Oliver H u m b e r g, *Die drei Briefsammlungen des Paulus Niavis. Kritische Edition mit typographischer Analyse der Drucküberlieferung, Regesten, historischen Erläuterungen und Übersetzung. Teil I – Untersuchung. Teil II – Edition und Übersetzung*. Wuppertal-Barmen: Buchverlag Oliver Humberg 2021. 309 S. ISBN 978-3-938657-05-8 & 182 S. ISBN 978-3-938657-06-5

Oliver H u m b e r g ist in den letzten Jahren mit mehreren (neolatinistischen und klassisch-philologischen) Publikationen hervorgetreten, die allesamt in seinem eigenen Verlag erschienen und jeweils auf der letzten Seite der beiden eindrucksvollen A4-Bände verzeichnet sind, in denen er Paulus Niavis' Sammlungen von Musterbriefen *in extenso* vorstellt. (Der Bogen der früheren Veröffentlichungen spannt sich von Terenz' *Eunuchus* in neuer Übersetzung [gemeinsam mit Martin Fresen] über Alchemie bis zu Niavis' *Spätmittelalterliche[n] Schülerdialogen* [auf Basis von Georg Wengs Vorarbeiten].)

Paulus Niavis (Paul Schneevogel, ca. 1460–1514/7) steht auch im Zentrum der 2019 an der Bergischen Universität Wuppertal angenommenen Dissertation des Verfassers, die hier in erweiterter Fassung im Druck vorliegt. Die Publikation besticht neben der Vorstellung eines sonst weitgehend unbekanntem Gelehrten, der mit seinen Schriften eine praxisorientierte Methodik für den Lateinunterricht in der Ratsschule von Chemnitz entwickelt hat, durch seine drucktechnische Gestaltung: Marginalien ermöglichen eine unkomplizierte Orientierung im dichten Informationsgeflecht, das H u m b e r g vorlegt. Für die Biographie von Niavis verweist er zunächst in der ausführlichen Einleitung, dem „Vorbericht“, auf die von Andrea Kramarczyk verfasste, die Teil seiner obgenannten Dialogausgabe (2013) ist, um sie dann 173–180 aus den Briefen zu ergänzen. Die *Epistole breves*, *Epistole mediocres* und *Epistole longiores* werden inhaltlich, stilistisch und in ihrer praktischen Anwendung im Unterricht vorgestellt. Dabei lässt H u m b e r g die (durchaus kritikwürdige) Forschungs- und Druckgeschichte Revue passieren. Der Hauptteil von Teil I ist einer präzisen Vorstellung der Drucke (und einer Handschrift) gewidmet und erfährt Vervollständigung durch ein umfangreiches (und sehr vielfältiges) Schriftenverzeichnis von Paulus Niavis. Gleich mehrere Anhänge (für Editorik-Spezialist\*innen) lassen keine Frage zu den Spezifika (vom Binde- bis zum

Lesefehler) der vorliegenden Drucke unbeantwortet. Insbesondere Anhang F („Rezension und Text der Schneevogelschen Brieflehre“) ist von Interesse, da Paulus Nivis hierin selbst zur Brieftheorie Stellung nimmt. Damit liegt eine ideale Ergänzung zur praktischen Umsetzung in den Musterbriefen vor. Ähnliches gilt für Anhang K („Vorlesungsankündigungen Schneevogels“), v. a. der kurze Passus „Über eigene Studentendialoge und Briefe“, da hieraus die didaktische Umsetzung der Mustertexte im akademischen Unterricht deutlich wird (I, 236): *Cras hora duodecima Magister N. de communo loquendi ratione tractatum incipiet primum pronunciare, deinceps summa declarare vigilancia. Continet autem libellus ille viginti capitula, que omnia dicendi nonnullam pre se ferunt preceptionem: primum, quo pacto suos alloquantur principio discipuli magistros, alterum vero, qualiter beani fuerint in deponicione tractandi, quomodo magistri, doctores et cetera persone debeant invitari; nouissime autem epistole posite sunt, que scribi valeant ad patriam aut ad sacerdotes, vt presidio sint, aut ad parentes.* Dazu kommt ein längerer Ankündigungstext zu den *Epistole mediocres*, „Über die EM (mit Verkaufsanzeige für die EB)“, wodurch neben dem Lehrbetrieb auch Einblick in die Distribution der Schriften gegeben wird (I, 236–237): *Epistole mediocres vim quandam medij neque preruptam nimium breuitatem neque omnino stili extensionem continentes magister Paulus Nivis feria tertia hora quoque prima resumere incipiet. Quibus profecto enodabit quodcunque dubium, quod in mittendis solet epistolis incidere: non modo partes, e quibus solent litterarum dictamina componi, verumeciam necesse sit necne quasque vel minimas habere huiusce partitiones. Neque vero eas quidem ipsas ceu declamaciones in conficiendis oracionibus pronunciantisque [sic] in lucem dabit, sed illas, quas in negocijs tractandis mitti vel necessitas cogit vel amicitia quorundam impellit. Quippe in his ipsis potest videri epistolis vis quedam et abdita propter res varie gestas et delectacio nonnulla ob contractam inter scribentes familiaritatem. Has reuera ita explanabit, ne vlla pars inculta maneat a declaracione. In stuba communitatis collegij principis. Exemplaria impressa plurimumque emendata apud baccalarium Martinum de Herbipoli in bursa Hummelßheins [sic] pro competenti venduntur precio. Epistole breues una cum mediocribus magistri Pauli Nivis nouiter et facte et impresse in cimiterio pro competenti venduntur precio.*

Teil II, der eigentlichen Edition, stellt Humbert *lege artis* eine lateinische *Praefatio*, einen *Conspectus siglorum novorum* (für die Vergleichsstellen) und einen *Conspectus codicum* voran. Bei der Erstellung der zweisprachigen Edition entscheidet er sich für das Prinzip der *Belles Lettres*-Ausgaben, druckt somit das fremdsprachige Original auf der rechten und die zugehörige Übersetzung auf der linken Seite ab. Ein schlanker Apparat und Similien als Randglossen ermöglichen das Erschließen weiterer (Sub)textebenen.

Die thematische Vielfalt der Briefe erstreckt sich von der Klage über zu seltene Briefe (*Epistola reprehendens scribendi tarditatem*) über politische Fragen und militärische Manöver bis zur Studienwahl (*Quod studium sequendum est et magis profuturum*) und familiären Angelegenheiten (bei den insgesamt 109 *Epistole breues*, zu denen es jeweils eine Musterantwort [*Responsio*] gibt.) In den *Epistole mediocres* (53 an der Zahl) geht es um Klassikerlektüre (*Epistola narrans beatum Augustinum Tullium legisse*), um Berufliches (Schuldienst vs. Universität), Tadel an unerwünschtem Verhalten, Trost, Lebensführung, aktive *latinitas* (*Scribit de extemporalis eloquencia*) und – in einem Briefsteller von besonderem Interesse – das richtige Abfassen von Briefen (*Tribus partibus constat epistola*). Antworten zu diesen Texten gibt es nur in wenigen Fällen und nur dann, wenn die Briefe so konzis sind, dass sie unter formalen Gesichtspunkten den *Epistole breues* zuzurechnen wären. In für Nivis als Magister besonders zentralen Bereichen des Wissenserwerbs (*Rogant, quo pacto scienciam*

*consequi debeant*) oder Erziehungsfragen (*Narrant quidam, quod secuti sunt alicuius consilium*) ist sogar mehrfacher Briefwechsel fingiert (mit mehreren Antworten). In den 14 *Epistole longiores* reicht das Spektrum vom *studium humanitatis* über Eheprobleme und Fragen der Lebensführung bis zu literarischen Fragen und Literaturempfehlungen (*Narrat se in breui temporis cursu Bocacium [sic] legisse rogatque, vt Philippitice [sic] oraciones sibi mittantur*). Zu allen drei Sammlungen hat Nivis programmatische Vorwörter (zugleich Zueignungen) geschrieben, in denen er Anliegen und Ziele seiner Briefe erläutert.

Oliver Humberts kommentierte Ausgabe eignet sich aufgrund ihrer Ausgestaltung und des auf allen Ebenen sichtbaren entwickelten Sachverstands und Expertentums ihres Urhebers als Musterbeispiel für eine Lehrveranstaltung zu Editorik ebenso wie als kulturkundlicher Einblick in die Unterrichtsrealität im 15. Jh. Nicht zuletzt bietet sich ein Vergleich mit (mittelalterlichen) Briefstellern, aber auch mit (antiken) Rhetorikübungen an – alles didaktische Beispiele, um an künstlichen Konstrukten praktische Nutzbarkeit einzuüben, somit zu internalisieren und schließlich zu perfektionieren. Paul Schneevogels Briefsammlungen sind ein beredtes Bindeglied zwischen den Epochen – mit der lateinischen Sprache, dem pädagogischen Eros und der Verwertbarkeit des erworbenen Wissens im Leben als tragbaren verbindenden Elementen.

Sonja Schreiner

Okko Behrends, *Römisches Recht. Von den Anfängen bis heute. Im Überblick*. Göttingen: Atticus 2022. 299 S. ISBN 978-3-96925-012-9 (Hardcover). ISBN 978-3-96925-013-6 (Softcover)

Okko Behrends hat ein handliches Buch vorgelegt, wobei handlich hier weniger im Sinne eines *manuale* oder *encheiridion* zu verstehen sein soll denn wortwörtlich. Behrends hat ein klein dimensioniertes Taschenbuch zu einem großen Thema geschrieben: dem römischen Recht. Form und Titel stehen damit in einem gewissen Spannungsverhältnis zueinander und reizen zur Lektüre: So heißt das Werk nicht etwa „Vom römischen Recht“ oder „Zum römischen Recht“, sondern monumental: „Römisches Recht. Von den Anfängen bis heute“. Dies soll Behrends hier aber nicht als Anmaßung ausgelegt werden: Zum einen ist ihm als so prominentem Vertreter des Faches aufgrund seiner reichen Publikationstätigkeit und jahrzehntelangen Befassung mit dem Recht der Römer zuzubilligen, dass er hier auf knapp 300 Seiten seine Vorstellung vom römischen Recht zusammenfasst. Zum anderen könnte sich der Titel bereits aus dem im Vorwort genannten Adressatenkreis erschließen lassen: Dies ist nämlich das studentische Publikum (11), dem Behrends in dem vorliegenden Werk das römische Recht auf der Grundlage seiner Vorlesungen erschließt. (Das gilt auch für Detlef Liebs, *Römisches Recht*, Göttingen 2004; gemäß dem Vorwort ist dieses äußerst nützliche und gelehrte Werk ebenfalls „durch die Bedürfnisse der Lehre“ veranlasst.) In diesem Kontext ist etwa auch die nutzbringende Sammlung von lateinischen Maximen und Redewendungen zu nennen, welche mit Übersetzung gelistet werden (277–287). „Römisches Recht“ lässt sich also auch wie die Ankündigung einer Lehrveranstaltung lesen. Das Buch richtet sich aber auch (11) „an alle, die aus verschiedensten Gründen am Recht und seiner Entwicklung interessiert sind“.

In einem ersten Abschnitt wird die Rezeption des römischen Rechts behandelt (15–44), gefolgt von dem historischen Abriss „Grundlagen des römischen Rechts“ (45–123) und einem



Kapitel zum Privatrecht, welches, orientiert am Institutionensystem des Gaius, mit „Person – Vermögen – Klagschutz“ betitelt ist (125–273). Auf Fußnoten wird, wohl aus Gründen der Lesbarkeit, weitestgehend verzichtet; dafür verweist B e h r e n d s mehrfach auf online verfügbare Ressourcen, und dabei nicht nur auf ein online-Glossar, welches der Verlag gratis zur Verfügung gestellt hat (www.atticuspub.eu; B e h r e n d s gibt abschließend einen Überblick über die Glossen [293–295]) und – was in einer wissenschaftlichen Publikation vielleicht etwas überrascht – auf Wikipedia-Artikel (um nur einige wenige zu nennen, auf die Einträge zu Friedrich-Carl von Savigny, Rudolf von Jhering oder Kaiser Justinian, aber auch Eschatologie, Lehnspyramide und Canossa): Eine Systematik der Auswahl dieser Verweise erschließt sich dem Leser und der Leserin dabei jedoch nicht, da z. B. nur ausgewählte historische Gestalten auf diese Weise „verlinkt“ werden; andererseits befindet sich im Literaturverzeichnis auch das biographische Lexikon von Stolleis (289), welches den Verweis auf manchen Wikipedia-Artikel hinwieder als obsolet erscheinen lässt (Michael Stolleis [Hg.], Juristen. Ein biographisches Lexikon. Von der Antike bis zum 20. Jahrhundert, München <sup>2</sup>2001).

Das insgesamt knapp gefasste Literaturverzeichnis (289–292) enthält ansonsten eine Auswahl an Literatur, welche zu einem Drittel (zehn von 33 genannten Werken) aus der Feder von B e h r e n d s selbst stammt. Das erklärt sich unschwer aus dem Versuch, in dem vorliegenden Taschenbuch die – ja auch unlängst wieder in einem Jubiläumsband zu B e h r e n d s' geistigem Vermächtnis präsentierten – eigenen Thesen leicht zugänglich aufzubereiten und deren Lektüre zu empfehlen (Cosima Möller – Martin Avenarius – Rudolf Meyer-Pritzel [Hgg.], Das Römische Recht – eine sinnvolle, in Auguralreligion und hellenistischen Philosophien wurzelnde Rechtswissenschaft? Forschungen von Okko Behrends revisited. Göttingen 2020. [Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. N.F. 53.]; cf. dazu auch die Rezension von Michael Binder in *Wiener Studien* 134 (2021) 113–117: doi.org/10.1553/wst134\_rez). Warum andererseits unter „Maßgebende Überblicke über das römische Recht und seine Geschichte“ (290) das – neben der monumentalen Rechtsgeschichte von Franz Wieacker (Römische Rechtsgeschichte, München 1988; dieses Werk findet sich in der Bibliographie [290]) – zweite maßgebende Werk schlechthin, die römische Rechtsgeschichte von Wolfgang Kunkel (Römische Rechtsgeschichte, Köln-Wien <sup>12</sup>1990; die 14. Auflage erschien, in der Bearbeitung von Martin Schermaier, ebenda 2005 [ND 2015]), hier fehlt, ist nicht nachvollziehbar.

Die instruktive Einleitung streicht die Bedeutung des römischen Rechts für das Verständnis der geltenden Privatrechte (18) und – auf Basis einiger gut gewählter Beispiele zur Rezeption römischrechtlicher Konzepte auch im *common law* – für die moderne Rechtsvergleichung (20) hervor. Schon früh macht B e h r e n d s deutlich, dass er sein Publikum mit seinen höchst speziellen, zur römischen Rechtswissenschaft entwickelten Theorien vertraut machen möchte. So spricht er in Zusammenhang mit den *Iustiniani Institutiones* davon, dass diese eine „institutionelle“ Auffassung von Recht abbildeten. B e h r e n d s definiert: „Recht ist eine Einrichtung der menschlichen Vernunft, die als eine gedankliche Ordnung von und für den Menschen geschaffen ist und für dessen Brauchbarkeit und Wert der Mensch die Verantwortung trägt“ (21). Die Institutionen lassen sich freilich in erster Linie als für den Rechtsunterricht verfasstes Lehrbuch verstehen, in welchem der Kaiser den Studenten unmittelbar anspricht (Anm. d. Rez.: cf. dazu auch Okko Behrends, Die Institutionen Justinians als Lehrbuch, Gesetz und Ausdruck klassischen Rechtsdenkens, in: Okko Behrends – Rolf Knütel – Berthold Kupisch – Hans Hermann Seiler [Hgg.], *Corpus Iuris Civilis*. Text und Übersetzung I. Institutionen, Heidelberg <sup>2</sup>1997, 279–288). Dass er dabei unter dem Eindruck der eigenen, schlechten Er-

fahrungen mit dem Jus-Studium stand, „die der damals 46jährige nicht vergessen hatte“ (25), muss Spekulation bleiben. (So ist nach der Ansicht von Peter E. Pieler nicht einmal gesichert, dass Justinian selbst Jurist gewesen sei, wohingegen Behrends dies als erwiesen ansieht, cf. dazu die Diskussion zu dem Referat von Okko Behrends, in: Martin Avenarius [Hg.], Hermeneutik der Quellentexte des Römischen Rechts, Baden-Baden 2008, 298–299, 298.) Das gesamte, gut lesbare Unterkapitel zur Rezeption des Römischen Rechts (24–44) beleuchtet schlaglichtartig einige ihrer Etappen und mündet in einer Würdigung des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs (BGB) als eines „der letzten Gesetzbücher, in denen das römische Privatrecht sprachlich und rechtsquellentheoretisch endgültig nationalisiert und in ein staatliches Gesetz überführt wurde“ (40). Die abschließenden Gedanken von Behrends sind mit „Zur modernen Romanistik“ übertitelt (41–44). Hier wird eine Erwartungshaltung geweckt, welche Behrends nicht befriedigt: Anstelle eines Überblicks über Forschungstendenzen und Methoden der Disziplin wird vielmehr eine verknappte Darstellung der Lehre von Behrends geboten, der zufolge das römische Recht in zwei Wellen von der griechischen Philosophie geprägt worden sei, nämlich, bereits im 3. Jh. v. Chr., von der Stoa, „die die Möglichkeiten des Rechts auf göttliche Providenz zurückführte“, und hernach, um 80 v. Chr., von der skeptischen Akademie, „die an die Stelle der Providenz die menschliche Einsicht setzte“ (42). Den so von Behrends konstruierten Gegensatz, der sich auch in der Ausrichtung der beiden klassischen Rechtsschulen der Sabinianer und Prokulianer niedergeschlagen habe, hätte Justinian zu überwinden getrachtet, indem er in den Einführungskonstitutionen zu seinen *Digesten* ein Kommentierungsverbot ausgesprochen hat (43–44, cf. *Const. Deo auctore* § 12.). Die Epoche des klassischen römischen Rechts, welche typischer Weise mit dem Abschnitt von der späten Republik bis hin zum Ende der Severer-Kaiser angesetzt wird (cf. dazu Franz Wieacker, *Römische Rechtsgeschichte*, München 1988, 21, der als wichtigste Zäsuren die Wende zum 1. Jh. v. Chr. und das Ende der severischen Dynastie angibt, aber festhält, dass sich die daraus resultierende Epoche der „Klassik“ nicht in die seiner Darstellung zugrunde gelegte, an den rechtserzeugenden Instanzen orientierte und somit verfassungsrechtlich begründete Periodisierung der römischen Rechtsgeschichte einpassen ließe), sei also von den in Stoa und skeptischer Akademie angelegten, die römische Jurisprudenz prägenden, gegensätzlichen Positionen durchdrungen gewesen, welche auch in den justinianischen Kodifikationen noch nachhallten bzw. darin harmonisiert werden mussten. Diesen Überlegungen, die Behrends als Tatsachen darstellt, widmen sich in der Folge insbesondere zwei längere Kapitel – „Die Republik der vorklassischen Jurisprudenz“ (74–87) und „Die Republik der klassischen Jurisprudenz“ (87–98) – aus dem ersten, der römischen Rechtsgeschichte gewidmeten Abschnitt des Buches. Dass dieser Abschnitt Behrends besonders wichtig ist, belegen schon zwei formale Beobachtungen: Zum einen werden hier nun erstmals verstärkt Fußnoten gesetzt, um das Behauptete durch Quellen zu belegen. (Hatte Behrends bis S. 74 ganze fünf Anmerkungen gebraucht, so gibt es auf den folgenden 25 Seiten gleich 44 Fußnoten. Zum anderen bedient Behrends sich auf den Seiten 91–97 einer kleineren Schriftgröße.) Doch hier ist weder der Ort, noch ist es möglich, die über die unterschiedlichen Epochen römischer Rechtsgeschichte gestülpte Konstruktion einer grundlegenden Verwurzelung der gesamten römischen Rechtswissenschaft in entweder Stoa oder skeptischer Akademie, welche Behrends bereits in seinen frühesten Schriften entwickelt hat (cf. so schon etwa Okko Behrends, *Die Wissenschaftslehre im Zivilrecht des Quintus Mucius Scaevola pontifex*, Göttingen 1976) und welche seiner Ansicht nach auch die römische Innenpolitik der späten Republik mitbestimmt habe, zu diskutieren. Es soll genügen, auf die Stellungnahme bei Kaser – Knütel – Lohsse zu

verweisen (Max Kaser – Rolf Knütel – Sebastian Lohsse, *Römisches Privatrecht*, München <sup>22</sup>2021, 6–7), welche bei aller berechtigten Zurückhaltung gegenüber diesem universalen Ansatz auch hervorheben, dass Behrends damit zumindest die Bedeutung der griechischen Philosophie für das römische Privatrecht rehabilitiert habe. Gerade in diesem Zusammenhang muss aber auch darauf hingewiesen werden, dass bereits notwendige Prämissen von Behrends wie etwa die einseitige Verortung des Quintus Mucius Scaevola *pontifex* in der Philosophie der Stoa, welche Behrends bereits 1976 herausgearbeitet hat, auch jüngst wieder (cf. dazu aber auch schon die Rezensionen von Behrends 1976 durch Elisabeth Rawson, *JRS* 67 [1977], 188–189; Franz Horak, *ZRG-RA* 95 [1978], 402–421, insbes. 403–414; Elmar Bund, *Gnomon* 51 [1979], 499–500) mit gewichtigen Argumenten in Zweifel gezogen worden sind. (Grundlegend dazu nun Karlheinz Hülser, *Römische Jurisprudenz und stoische Logik*. Drei Beispiele reflektierender Urteilskraft, Stuttgart-Bad Cannstadt 2021; zu einer Nähe des Quintus Mucius Scaevola zum Peripatos cf. auch die Ergebnisse bei Philipp Scheibeleiter, *Zu einem möglichen Aristoteles-Zitat im ius civile des Quintus Mucius Scaevola (pontifex)*, *IVRA* 69 [2021], 181–220.)

Ansonsten enthält der der römischen Rechtsgeschichte gewidmete Abschnitt (45–123) eine Fülle von Informationen, etwa auch zur Kulturgeschichte, z. B. dem römischen Kalender (51) oder dem römischen Namenssystem (52). Allerdings ist all diese Materie sehr voraussetzungsreich: Wenn etwa die Etymologie von *vindicare* nicht mit „Gewalt ansagen (*vim dicere*)“, sondern, wie heute mehrheitlich vertreten (cf. dazu auch Ulrich Manthe, *Geschichte des Römischen Rechts*, München <sup>6</sup>2019, 17–18), mit „behaupten (*dicere*)“, dass etwas einem berechtigten Stammesgenossen (\**ven*) zustehe“, erklärt wird (53), so lässt sich die dahinterstehende Debatte nur erahnen. Bei den *consules*, welche Behrends mit Mommsen (Theodor Mommsen, *Römisches Staatsrecht II*. Erster Teil, Berlin <sup>3</sup>1887 [ND Darmstadt 2017], 77–78, Anm. 3) aus *consalire* („zusammen tanzen“) als Mitwirkende am Marskult erklärt (58–59), fehlt ebenfalls die Darstellung der etwa von Kunkel vertretenen Meinung, wonach sich das Wort von *consulere* („befragen“) ableiten lasse (Wolfgang Kunkel, *Römische Rechtsgeschichte*, Köln-Wien <sup>12</sup>1990; bearbeitet von Martin Schermaier <sup>14</sup>2005 [ND 2015] 22, Anm. 13). Andererseits gelingt es Behrends auch, in wenigen Sätzen ganze Exkurse einzuflechten wie zur Göttin Venus/Aphrodite/Astarte (53–54). Die zunehmende Verdichtung von Wissensstoff bewirkt zuweilen eine Beeinträchtigung der Lesbarkeit, wenn auf engem Raum topographische, etymologische und sozialhistorische Details der römischen Frühgeschichte abgehandelt werden. Die hier vermehrt angebrachten Verweise auf das online verfügbare Glossar können da wohl Abhilfe schaffen. Dass der *rex sacrorum* mit dem weniger gebräuchlichen Ausdruck *rex sacrificulus* bezeichnet wird (56 und 63), mag einer Vorliebe von Behrends geschuldet sein. (Ähnlich spricht er in Zusammenhang mit der Verfassungsreform von 367 v. Chr. nicht, wie üblich, von den *leges Liciniae Sextiae*, sondern von der *lex Licinia Sextia* [71], wobei er freilich auf die *lex Licinia Sextia de consule plebeio* fokussiert; dazu allgemein Dieter Flach, *Die Gesetze der frühen römischen Republik*, Darmstadt 1994, 280–294.) Den Zwölftafeln wird zwar ein ganzes Unterkapitel gewidmet (65–74); sie werden aber dann auch wieder vorwiegend als Ausgangspunkt für kleinere Exkurse (etwa zur Volksgesetzgebung [65] oder zum Priesterrecht [69]) nutzbar gemacht; immerhin ein Absatz gilt auch dem Inhalt der Zwölftafelsätze (70), ein weiterer der Debatte um einen möglichen griechischen Einfluss auf die *duodecim tabulae* (71). In zeitweise assoziativ anmutender Themenfolge arbeitet sich Behrends an der Rechtsgeschichte der Republik ab – *en passant* berichtet er etwa von der *lex Hortensia* (diese datiert er ins Jahr 286

v. Chr. [73]; demgegenüber wird die *lex Hortensia* zumeist in das Jahr 287 v. Chr. datiert, cf. so etwa bei Wieacker, 399; Kunkel – Schermaier, 45; Manthe, 39; allgemein dazu cf. Marianne Elster, *Die Gesetze der mittleren römischen Republik*, Darmstadt 2003, 121–125) und erklärt, was ein Plebiszit ist (73–74). Nach intensiver Darlegung seiner Theorien (74–98) gönnt Behrends seinen Leser\*innen auf den folgenden Seiten (99–107) diesbezüglich eine Atempause und bietet eine sehr gute, nun auch nicht überfrachtete Einführung in den frühen Prinzipat. In der Darstellung zwar konsequent, aber vielleicht auch etwas redundant, nimmt Behrends in der Folge sein eigentliches Thema wieder auf und kennzeichnet die beiden klassischen Rechtsschulen als einerseits der vorklassischen (Sabinianer) und andererseits der klassischen Jurisprudenz (Prokulianer) verpflichtet (108–123). Dies versucht er insbesondere anhand von fünf prominenten Schulkontroversen zu belegen, denen er jeweils unterstellt, Produkt des Gegensatzes zwischen dem vorklassischen, providentiellen Naturrecht und dem formal regelhaften Recht in der Tradition des Servius Sulpicius Rufus zu sein (118–119). In der Darstellung der von ihm als jene Juristen identifizierten Persönlichkeiten, welche die Überwindung des Gegensatzes eingeleitet hätten, bleibt Behrends in der Folge äußerst knapp: So wird ein Unterkapitel zwar mit dem Namen des Hochklassikers Publius Iuventius Celsus betitelt, enthält aber vorwiegend Informationen zum Spätklassiker Aemilius Papinianus (119–120). Diese Gewichtung lässt sich auch an anderem Ort beobachten: Der Eintrag von Behrends etwa zu dem Juristen Gaius in Stolleis, 221–223 widmet sich zu einem guten Drittel nicht dem Juristen, sondern der Frage, inwiefern auch die prokulianische Rechtsschule ein Lehrbuch im Sinne der Institutionen des Gaius entwickelt haben könnte. Von dem so bedeutenden Spätklassiker Iulius Paulus wiederum gibt Behrends nur die fragwürdige Information, dass dieser ein Spätsabinianer gewesen sei (121).

Auf diesen historischen Vorspann folgt ein Abriss über das römische Privatrecht (125–273). Hier sollen *exempli gratia* nur einige wenige Beobachtungen herausgegriffen werden, die das Schuldrecht (213–257) betreffen: Bereits bei Gaius (*Gai. Inst.* 3, 93) wird die alt-römische *sponsio* mit dem griechischen Verb σπένδειν („ein Trankopfer darbringen“) in Beziehung gesetzt, was Behrends auch richtig hervorhebt (216). Dass dadurch ein „religiöses Element“ gegeben sei, „in dem nichts auf die Haftung hinweist“ (216), ist jedoch vor dem Hintergrund des Gebrauchs griechischer Trankopfer im Sinne eines Sympathiezaubers zu hinterfragen. In diesem Zusammenhang mag genügen, auf das Gebet der Trojaner und Griechen in der *Ilias* zu verweisen, wonach der bei Abschluss des Friedensvertrages vergossene Wein mit dem „zu Boden rinnenden Hirn“ desjenigen verglichen wird, der es wagen würde, den Vertrag zu brechen (cf. so wörtlich *Ilias* 3, 299–300: ὀπότεροι πρότεροι ὑπὲρ ὄρκια πημῆναιαν, | ὃδὲ σφ’ ἐγκέφαλος χαμάδις ῥέοι ὡς ὄδε οἶνος – „Welche zuerst den eidlich beschlossenen Vertrag verletzen würden, | so wie dieser Wein möge ihnen das Hirn zu Boden rinnen“). Damit könnte auch der römischen *sponsio* ursprünglich die durch Trankopfer symbolisierte Selbstverfluchung des Eidbrechers innewohnen, mit seinem Leben für die Erfüllung des Versprochenen zu haften. Dies ist wohl mehr als eine „eidesähnliche Verstärkung des Versprechens“ (218); und auch die Deutung als ein „durch Anrufung göttlicher Kräfte“ bewirkter, „bis zur Fälligkeit gewährter Schutz“ (wessen?), die Behrends vorschlägt (218), kann hier nicht vollends befriedigen.

Dass bei der Bürgerschaft das Subsidiaritätsprinzip „erst spät von den Kaisern eingeführt worden“ ist (220), ist etwas ungenau: Das *beneficium excussionis vel ordinis*, welches es dem vom Gläubiger belangten Bürgen erlaubte, diesen zuerst auf den Schuldner zu verweisen,

wurde sehr spät, nämlich im 6. Jh. n. Chr., und von einem Kaiser, nämlich Justinian, eingeführt (Nov. 4 *cap.* 1 [Iust., a. 535 n. Chr.]).

Die Darstellung des Kaufrechts (225–239) beeindruckt durch die auf wenigen Seiten vereinten Informationen zu Wurzelmängeln, Gefahrtragung, Leistungsstörungen und insbesondere dem Gewährleistungsrecht. Wo es ihm möglich ist, stellt Behrends Bezüge zur „vorklassischen Jurisprudenz“ (der die *bonae fidei iudicia* ihren Geltungsgrund, die *bona fides*, verdanken) und zur „klassischen Jurisprudenz“ her. Dabei wird allerdings auch suggeriert, dass die den einzelnen Konzepten zugeschriebenen Lösungen für Fragen des römischen Kaufrechts gleichberechtigt nebeneinander gestanden sein könnten: Dass etwa der Verkäufer nach klassischem römischem Recht nur die Verschaffung des ungestörten Besitzes an der Ware schuldet, betont Behrends zu Recht mehrfach (226 und 229–230), ehe er abschließend ergänzt: „Nach vorklassischem Recht war der Verkäufer kraft der providentiellen *bona fides* verpflichtet, dem Käufer auch den Nutzen einer Eigentümerstellung zu verschaffen“ (230). Für diese Annahme bringt Behrends keine Quelle bei. Setzt man ferner die zwei philosophisch inspirierten Strömungen in Beziehung zu den zwei klassischen Rechtsschulen, wie Behrends es tut, so müsste man (irrig) folgern, dass etwa die Sabinianer die Eigentumsverschaffungspflicht des Verkäufers vertreten hätten (cf. dazu nur Wolfgang Ernst, *Klagen aus Kauf [actio empti, actio venditi]*, in: Ulrike Babusiaux – Christian Baldus – Wolfgang Ernst – Franz-Stefan Meissel – Johannes Platschek – Thomas Rüfner [Hgg.], *Handbuch des Römischen Privatrechts Band II*, Tübingen 2023, 2039–2288, 2208).

Behrends konstruiert auf Grundlage seiner Lehre aber auch Entwicklungszusammenhänge, etwa beim Kreditmandat, welches nach vorklassischem Recht Ansprüche ausgelöst, nach klassischem Recht aber nicht mehr den Anforderungen an den Auftragsvertrag genügt habe (237–238); dass diese, von Servius vertretene Ansicht dann der Lehre des Masurius Sabinus weicht (Gai. *Inst.* 3, 156) – nach klassischem römischem Recht war der Kreditauftrag ein *mandatum* –, erschließt sich dem Leser und der Leser\*in auf diese Weise nicht, was aber auch an der verknüpften Darstellungsweise liegen mag; wenn man die Gedankenwelt von Behrends begreifen möchte, ist es angeraten, vertiefte Lektüre seiner Werke zu betreiben. (Im vorliegenden Zusammenhang wäre dies etwa: Okko Behrends, *Die bona fides im mandatum. Die vorklassischen Grundlagen des klassischen Konsensualvertrags Auftrag*, in: Michael J. Schermaier – Zóltan Végh, *Ars boni et aequi. Festschrift für Wolfgang Waldstein*, Stuttgart 1993, 33–62.)

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um einen Eindruck von der im vorliegenden Werk gebotenen Aufbereitung des römischen Privatrechts zu vermitteln. Die von Okko Behrends propagierte Dichotomie ist allgegenwärtig und wird als Erklärungsmodell für bisher nicht befriedigend gelöste Fragestellungen eingesetzt. Hervorgehoben sei hier z. B. das bei den Realverträgen zu beobachtende Phänomen der Klagedoubletten: Das Nebeneinander einer „auf den Sachverhalt hin verfassten Klage (*actio in factum concepta*)“ und einer nach dem *ius* verfassten Klage (*actio in ius concepta*), wie es von Gaius für den Verwahrungsvertrag (*depositum*) und den Leihvertrag (*commodatum*) beschrieben wird (Gai. *Inst.* 4, 47). Zum Forschungsstand cf. Tom Walter, *Die Funktion der actio depositi*, München 2012, 65–79), lässt sich in der Tat trefflich erklären, wenn man die *in ius* konzipierte Formel dank ihrer Referenz auf die *bona fides* in der Stoa verankert sieht, die auf den Sachverhalt hin verfasste Formel aber auf den Einfluss der skeptischen Akademie zurückführt (240–242). Dass dazu die logischere Abfolge, wonach dem älteren, starren, und auf Rückgabe gerichteten Tatbestand (dieser ist beim *depositum* noch dazu einem deliktischen Untreue-Tatbestand des Zwölf-

tafelrechts nachempfunden; zu dieser *actio ex causa depositi* [12 Tab 8, 19] cf. Philipp Scheibelreiter, *Der ungetreue Verwahrer. Eine Studie zur Haftungsbegründung im griechischen und frühen römischen Depositenrecht*, München 2020, insbes. 108–223) das einen weiteren Anwendungsspielraum zulassende *bonae fidei iudicium* zeitlich nachgeht (cf. dazu Scheibelreiter 2020, 271), umgekehrt werden muss, hat bereits Wieacker vertreten (*Römische Rechtsgeschichte*, München 1988, 457; ihm folgt Behrends in Zusammenhang mit dem *commodatum* bereits in Okko Behrends, *Rez. Alan Watson, Lawmaking in the later Roman Republic*, Oxford 1974, ZRG-RA 92 [1975], 297–308, 303). Unbestritten ist, dass Behrends wertvolle Impulse für die Ergründung des Phänomens der Klagedoubletten gibt, diese jedoch nur aus seinem Modell heraus erklären kann (cf. dazu auch Tom Walter, *Die Funktion der actio depositi*, München 2012, 79, der das Modell von Behrends in Betracht zieht, aber trotz einiger Indizien, die sich nicht widerlegen, aber auch nicht als Beweis verwenden ließen, insgesamt nicht bestätigt findet [79–80, Anm. 340]).

Das *telos* des Buches ist klar: Okko Behrends will seine Thesen, welche die Fachwelt in den letzten fast 50 Jahren inspiriert, aber auch polarisiert haben, einem breiteren Leser\*innenkreis zugänglich machen. Nicht immer ist das Werk aufgrund der Informationsdichte und der philologischen, historischen und religionswissenschaftlichen Details – welche den anregenden und hochgelehrten Vortragsstil von Behrends deutlich zutage treten lassen – leicht lesbar. Für das eingangs adressierte, „am Recht interessierte Publikum“ ist dies zuweilen sicher auch etwas zu voraussetzungsreich. Hinter der Theorie von Okko Behrends treten ferner andere Themen deutlich zurück, die man in einer römischen Rechtsgeschichte oder in einem Lehrbuch zum römischen Privatrecht erwarten würde; so werden zum Beispiel die mit Gaius und seinem Werk verbundenen Fragestellungen im Kapitel zu den Juristen des Prinzipats kaum gewürdigt (immerhin cf. 120–121). Man könnte monieren, dass Behrends seine Theorie auch in dem vorliegenden Werk nicht als eine solche kenntlichmacht, sondern sie – dem Titel entsprechend – als „Römisches Recht“ präsentiert. Wenn er sein Buch mit dem aus Cicero entlehnten, akademischen Credo beschließt und festhalten möchte, *ut ne cui rei temere atque arroganter assenserimus* (Behrends übersetzt: „dass wir keinen Gegenstand unbedacht und anmaßend [also ohne Prüfung und unter Überschätzung des eigenen Urteils] als wahr anerkennen“ [299]), so versöhnt dies zu einem gewissen Grad. Okko Behrends stellt so, trotz der zuvor die gesamte Darstellung beherrschenden Apodiktik, seine eigenen Thesen letztendlich erneut zur Diskussion.

Philipp Scheibelreiter

Hannes D. Galter – Wolfgang J. Pietsch (Hg.), *Schloss Hainfeld und Joseph von Hammer-Purgstall*. Graz: Uni-Press 2022. (Grazer Morgenländische Studien. 8.) 251 S. Ill. ISBN 978-3-902666-87-1

Das prächtig ausgestattete Buch – es weist nicht weniger als 145 Abbildungen auf – widmet sich dem südoststeirischen Wasserschloss Hainfeld und seinem bedeutendsten Bewohner, Joseph von Hammer-Purgstall (1774–1856). Der polyglotte Diplomat, Geschichtsschreiber des Osmanischen Reiches und Begründer der österreichischen Orientalistik ist in der deutschen Literaturgeschichte vor allem durch seine Übersetzung des persischen Dichters Hafis bekannt, ohne die Goethes Altersdichtung *West-östlicher Divan* undenkbar wäre. 1847 wurde er zum ersten Präsidenten der Kaiserlichen (jetzt: Österreichischen) Akademie der Wissen-

schaften gewählt. 1835 erbte Joseph von Hammer Schloss Hainfeld und den Namen ‚Purgstall‘ von seiner Gönnerin, der aus Schottland stammenden Gräfin Jane von Purgstall, und wurde im folgenden Jahr in den Freiherrenstand erhoben.

Der gebürtige Feldbacher Wolfgang P i e t s c h – 2015 wurde das im Raabtal gelegene Leitersdorf samt Schloss Hainfeld in das Stadtgebiet von Feldbach eingemeindet – legt im vorliegenden Sammelband drei Beiträge vor, von denen zwei die umfassende epigraphische Dokumentation des Schlosses in den Mittelpunkt rücken. Im umfangreichsten und für die Leser\*innenschaft der vorliegenden Publikation wohl zentralen Beitrag „Joseph von Hammer-Purgstalls klassische Inschriften-Lese: Sein ‚Inschriftenweg‘ in Schloss Hainfeld und Umgebung“ (47–97) würdigt P i e t s c h die in den klassischen Sprachen verfassten Inschriften, die Hammer-Purgstall im Schloss und auf dem Weg zum nahegelegenen Steinberg anbringen ließ. Mit dem von ihm planvoll entworfenen Inschriftenprogramm wollte er sich den ererbten Besitz auch geistig aneignen und dauerhaft mit seiner multikulturellen Gedankenwelt verbinden. Zwölf Zitate entnahm der Schlossherr dem Gesamtwerk des Horaz, wobei neben der Bibliotheksinschrift (*Serm.* 2, 6, 61–62) die über acht Türstürzen des Obergeschosses auf lunettenartigen Holztafeln aufgemalten Zitate besonders ins Auge stechen. Drei weitere Horazitate außerhalb des Schlosses sind thematisch auf den jeweiligen Ort abgestimmt und vervollständigen die Reverenz, die Hammer-Purgstall dem augusteischen Dichter erweist. Die bezeugte, auf einer Pyramide neben einer Quelle angebrachte Inschrift *O fons Blandusiae* (*Carm.* 3, 13, 1) – der Schlossherr beziehungsweise der Herausgeber seines Horaztextes wählte statt des von den besseren Handschriften gebotenen *Bandusiae* die zitierte Lesart – muss als verschollen gelten, während der Autor das Pindarzitat ΑΡΙΣΤΟΝ ΜΕΝ ΥΔΡΟΝ (*Olymp.* 1, 1) wiederentdecken konnte. Insgesamt bietet das Inschriften-Ensemble den für Österreich einzigartigen Beleg einer in einen architektonischen bzw. landschaftlichen Rahmen gestellten Horaz-Rezeption.

Zudem behandelt P i e t s c h kundig die familiären Gedenkinschriften, die Hammer-Purgstall selbst auf seine Eltern, seine Ehefrau, seinen Sohn Max und seine Gönnerin in lateinischer Sprache verfasste, sowie die Zitate aus europäischen Literaturwerken, die er auf dem Kenotaph in Hainfeld bzw. auf dem Familiengrab im niederösterreichischen Klosterneuburg-Weidling anbringen ließ. Auf der Kopfseite des Kenotaphs ist ein weiteres Horazitat (*Carm.* 3, 1, 21–24) angebracht, dem ein Satz aus Xenophons *Kyrupädie* (8, 7, 15) folgt. Die markante Bibliotheksinschrift ΨΥΧΗΣ ΙΑΤΡΕΙΟΝ (‚Ort für die Pflege der Seele‘) ist allerdings nicht „der berühmten Bibliothek von Alexandrien“ entlehnt (50), sondern schmückte laut Diodorus Siculus (1, 49, 3) die Tempelbibliothek des Ramesseums im oberägyptischen Theben. Im ergänzenden Beitrag „Joseph von Hammer-Purgstalls Weg auf den Steinberg“ (137–148) plädiert P i e t s c h nachdrücklich dafür, den ursprünglich mit Wegmarken und kurzen griechischen Widmungen versehenen Inschriftenweg als Gedächtnisort von überregionaler Bedeutung wiederherzustellen.

Das Pendant zu P i e t s c h s Würdigung der lateinischen und griechischen Inschriften liefert der als Mitherausgeber fungierende Altorientalist Hannes D. G a l t e r. Sein Beitrag „Die orientalischen Inschriften auf Schloss Hainfeld“ (99–135) bespricht die in Arabisch, Osmanisch-Türkisch, Hebräisch und Sanskrit verfassten Inschriften, die vier Weltreligionen (Buddhismus, Judentum, Christentum, Islam) zu einem interreligiösen Dialog vereinen. Ein weiterer Beitrag G a l t e r s mit dem Titel „Der heimatliche Orient. Adalbert Stifter, Anton Prokesch von Osten und Joseph von Hammer-Purgstall – drei Entwürfe“ (9–46) lässt Hammer-Purgstalls geistiges Profil dadurch deutlich hervortreten, dass ihm sein jüngerer Zeitgenosse

Anton Graf von Prokesch-Osten (1795–1876) als Kontrast zur Seite gestellt wird. Unberücksichtigt bleibt leider „der dritte große österreichische Orientalist des 19. Jahrhunderts“, der Südtiroler Jakob Philipp Fallmerayer (1790–1861), dessen erster Vorname fälschlich als „Johann“ angeführt wird (31). Zusätzlich publiziert G a l e r seinen Vortrag „Der südoststeirische Diwan. Gedanken über Schloss Hainfeld, die *regionale08* und kulturelle Zwischenräume“ (149–179), der auf die 2008 in Hainfeld eingerichtete, dem Vorgang des Übersetzens (im weitesten Sinn) gewidmete Ausstellung „Joseph von Hammer-Purgstall – Grenzgänger zwischen Orient und Okzident“ zurückgeht.

Drei Beiträge setzen sich mit der literarischen Rezeption des Komplexes ‚Hammer-Purgstall und Schloss Hainfeld‘ auseinander: Wolfgang P i e t s c h ordnet im Beitrag „Schloss Hainfeld und Hammer-Purgstall im Spiegel der jüngsten Literatur“ (181–192) den 2019 erschienenen, vom deutschen Wahlösterreicher und Kabarettisten Dirk Stermann verfassten historischen Roman *Der Hammer* in den Kontext der Hainfeld-Literatur ein. P i e t s c h beurteilt das Buch als „höchst lesenswert, stilistisch oft brillant“ und bescheinigt ihm, dass es den Leserinnen und Lesern den Helden „plastisch vor Augen führt“ (182). Aus der Feder des bedeutenden Grazer Anglisten Franz-Karl S t a n z e l stammt der Beitrag „Die Anglozentrik von Basil Halls ‚Schloss Hainfeld; or A Winter in Lower Styria‘ (1836)“ (193–208). S t a n z e l behandelt hier den von ethnographischen Pauschalurteilen strotzenden Bericht des schottischen Kapitäns Basil Hall über seinen halbjährigen Aufenthalt auf Schloss Hainfeld, der mit der Schilderung der Begräbniszeremonien für seine Landsmännin Gräfin Jane von Purgstall endet. Wenig bekannt dürfte sein, dass Bram Stokers Roman *Dracula* (1897) in mancherlei Hinsicht auf Halls Reisebericht fußt. Diese Verbindungen hellt Hannes G a l e r im Schlussbeitrag „Schloss Hainfeld und die Vampire. Die steirischen Wurzeln eines modernen Mythos“ auf (209–235).

Insgesamt besticht der Sammelband durch die Vielfalt von thematischen Aspekten, vermittelt oft überraschende Einsichten und weckt Lust, sich mit Hammer-Purgstalls zahlreichen Schriften intensiver zu beschäftigen. So scheint beispielsweise seine neupersische Übersetzung der Selbstbetrachtungen des Kaisers Marc Aurel (Wien 1831) noch keine angemessene Würdigung erfahren zu haben.

Hermann Niedermayr

*Eine aufschlussreiche Ergänzung zu der in dem besprochenen Buch von Wolfgang J. Pietsch veröffentlichten und analysierten Grabinschrift für Rüdiger Hammer-Purgstall (88–90) verfasste Kurt Smolak (Ein ‚Heldentod‘ [?]. Lateinische Kriegsslyrik im steirischen Raabtal, IANUS 44 [2023], in Druck): Die Ergänzung betrifft die sprachliche und die plastische Gestaltung mit einem Schwerpunkt auf Metrik und Ehrenschild. (Anmerkung der Redaktion)*